

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 23/24

19. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 15. Dezember 1955

Missionen

Das christliche Menschenbild als Aufgabe missionarischer Akkomodation: Akkomodation als Mittel oder als Aufgabe der Inkarnation des Christentums (Thauren, Väh, Ohm, Zameza) — Für und wider: Die Einheit der Menschennatur — Die sichtbare Einheit der Kirche — «Vollständig andersartige geistige Maschinerie» — und doch... Der Wert des «Neuheitserlebnisses» — *Problematik der Einzelfragen:* Die Sprache der Liebe — Liturgische Akkomodation — Kultur und Lebensempfinden — Theologie und Philosophie — Auf welchem «Fahrzeug»? — Die Kardinaltugenden und Glaubenswahrheiten — *Inkorporative Akkomodation:* Kritik — Akkomodation als theologische Notwendigkeit: Pius XII. — *Ausdeutung* — «einverleibende» Akkomodation: Inkarnation — *Das christliche Menschenbild als Aufgabe:* Abgrenzungen — Kollektives oder individuelles Missionsziel — Ergebnisse.

Kunst

Kunst an den Grenzen der Phantasie (grundsätzliche Erwägungen zur Picasso-Ausstellung in München): Allgemeine Charakteristik — In dreifacher Hinsicht an den Grenzen künstlerischer Möglichkeiten — Das andere Extrem gegenüber sterilem Naturalismus — *Einseitige Entfaltung des Menschen im Sinnhaften* — Unterwandert vom Zeitgeist der Verneinung — *Selbstdarstellung der autonomen Phantasie* — Verlust der personalen Ganzheit — damit wird Kunst chaotisch — *Daraus Dekomposition im Gegenstand bis zum Monstrum* — Der geistige Aussagegehalt dieser Kunst — *Die Phantasiegrenze der Kunst:* Das künstlerische Gebot der Verschmelzung sinnlicher und geistiger Werte — *Picasso als Wegbereiter einer Magie der Form* — Die Stunde der Dämonie — Phantasie als Medium der Magie — *Kritik:* Klare Ablehnung dieser Kunst — Der Weg der Verklärung der Werke Picassos.

Ex urbe et orbe

Die polnischen Progressisten und ihre Stellung zur Kirche: Der Kampf um das Problem der aktiven Koexistenz — Westliche Stimmen für und wider — Bedeutung der Frage für den Westen — 1. Die sächliche Kirchentreu der Gruppe um Pia-secki: ihre Entstehung — ihre Publikationsorgane — ihre Repräsentanten — Ablehnung dieser Gruppe durch die Mehrheit der polnischen Katholiken — *Die Thesen der Gruppe:* Fortschrittsfeindliche Haltung des bisherigen Christentums — Die Kommunisten bedeuten den Fortschritt — Kommunismus und Katholizismus, beide realistisch und universalistisch — Zusammenarbeit in weltlichen Dingen geboten — Trotz widerstrebendem Vatikan — 2. Die subjektive Kirchentreu: die verbotene Zeitschrift erscheint weiter — von Unterwerfung keine Anzeichen — Verurteilung verschwiegen — 3. Ihre Bedeutung für Polen: «Glücklicherweise unbedeutend» — für das Ausland...

Berichte

Die Kirche und die Zivilisationen (zur Semaine des intellectuels): Die Redner und Themen — Warnung an die Intellektuellen — Entmystifizierung der «christlichen» Zivilisation (Daniélou, Mauriac, La Pira) — Ein christlicher Antiklerikalismus notwendig — Heimweh nach dem Ghetto — Kommunismus: «der Dialog unerlässlich» — Die Barbaren lehren uns unsere Barbarei — Technik überwindet den Gegensatz von Kapital und Arbeit — Den Menschen verneinen ist schlimmer als Gott verneinen (Santamaria) — Der westliche Ueberlegenheitskomplex — Ausblick.

Mensch und Gesellschaft im Zeitalter der Massen (zu einer beachtlichen Tagung des Hochschulrings der Ackermann-Gemeinde): 1. Masse als Produkt der Technik — Nährboden der Manager — als Sicherung — Die Aufgabe des Christentums (Kummer) — 2. Masse als Verlust der ständischen Werte — Die Utopie des liberalen Staates — Die Notwendigkeit «konstruktiven Flickwerks» (Dirks) — 3. Vermassung im Osten: unmöglich (Borkenau) — Verpersönlichungsprozess in der Sowjetunion — Kastenbildungen — 4. Masse, Kultur und Religion: Verwandlungsmöglichkeiten mittels der Religion — 5. Vermassung als bewusst gewollter Propaganda-Erfolg (Dempff).

Bücher

NZN-Verlag: von Matt/Rahner: *Ignatius von Loyola*, ein Bildband zum Ignatiusjubiläum.

Das christliche Menschenbild als Aufgabe missionarischer Akkomodation

Vorbemerkung: Wir freuen uns, gerade auf Weihnachten den folgenden mit der Inkarnation so eng verknüpften Beitrag unseren Lesern vorlegen zu können. Die überaus gründliche Studie wird vielen reichen Stoff zur Erwägung bieten. Vielleicht wird mancher bei den Ergebnissen in Einzelheiten ein Fragezeichen anbringen wollen; z. B. ob es uns in dieser heilsgeschichtlichen Zwischenzeit gegeben ist, die Welt von den «Wehen», in denen sie liegt, zu befreien und dies nicht vielmehr eine eschatologische Verheissung bedeutet, dürfte bezweifelt werden. Doch ändert das nichts an der Richtigkeit der grossen Sicht, die der gelehrte Autor uns bietet. d. R.

Missionarische Akkomodation ist so alt wie die Mission und damit so alt wie das Christentum. Gegenstand der systematischen, wissenschaftlichen Behandlung freilich wurde die Akkomodation erst in allerjüngster Zeit, wie ja überhaupt die Missiologie als selbständiger Wissenschaftszweig erst in diesem Jahrhundert begründet wurde.

P. Johannes Thauren, der die «Akkomodation im katholischen Heidenapostolat» zum Gegenstand seiner Doktor-Dissertation

machte, bezeichnet Akkomodation als «Anpassung des Missionssubjektes an das Missionsobjekt». Nach ihm umfasst Akkomodation «alle Bestrebungen, die darauf hinausgehen, dem Volksgeist, den Lebensbedingungen und der bisherigen Kulturentwicklung innerhalb bestimmter Grenzen entgegenzukommen und sich ihnen anzupassen». Im einzelnen behandelt P. Thaurén die rein äussere, die sprachliche, die ästhetische, die soziale und rechtliche, die intellektuelle und die ethisch-religiöse Akkomodation. Die Arbeit Thauréns darf als grundlegend bezeichnet werden. Viele Missionspraktiker und -theoretiker fassen Akkomodation bis heute so und nur so. Ihnen ist Akkomodation nichts anderes als ein Mittel leichter Kontaktgewinnung und des Versuches, den Missionsvölkern das Evangelium möglichst schmackhaft und verständlich darzubieten.

P. Alfons Váth S.J. glaubte in seinem Buch «Das Bild der Weltkirche» (Hannover 1932) die umschreibende Definition P. Thauréns erweitern und näher bestimmen zu müssen. Er definiert Akkomodation als die «Anpassung der Verkünder und Bekenner sowie des Inhalts und der äusseren Erscheinung des Christentums an die Eigenart der nichtchristlichen Völker innerhalb der Grenzen des Förderlichen». Auch er bleibt bei einer rein didaktisch-pädagogischen Akkomodation stehen.

Einen Schritt weiter geht Prof. Thomas Ohm. Er spricht von einer Dreiteilung des Akkomodationsvorganges, von Akkomodation, Assimilation und Transformation. Diese Auffassung reicht bereits ins Theologische hinein. Hier ist Akkomodation nicht mehr reines Mittel zum Zweck; hier wird der innere Wert der nicht getauften Kulturen anerkannt und eine «Taufe» derselben, eine neue «Inkarnation» des Christentums in die heidnischen Kulturen hinein gefordert.

Letztere Auffassung bricht sich immer mehr Bahn. Das 413 Seiten zählende Buch des spanischen Missionstheologen José Zameza «Amemos a la iglesia» (San Sebastian 1944) behandelt im Grunde nur diese Frage, und zwar nach den Werken des hl. Augustinus. Er sieht seine ganze Theorie zusammengefasst in den Worten des Papstes Gregor XV: «Surge, Petre, occide et manduca, ut praefiguraretur Petri et successorum eius munus ex quatuor mundi partibus homines varia impietate insipientes congregandi; quo eos quasi occidendo, hoc est, veteri vita exuendo et exutos manducando, id est in sua membra qui visibile erat caput Ecclesiae convertendo, etiam membra Christi redderet, invisibilis Ecclesiae capitis atque ita adipiscerentur participationem generationis Christi».¹

Für und wider die Akkomodation

Bis heute wird ein heftiger Kampf für und wider die Akkomodation geführt, in den letzten Jahren heftiger denn je, nicht selten wegen mangelnden Verständnisses des eigentlichen Sinnes derselben.

Die Einheit der Menschennatur

Vor einigen Jahren beklagte sich der Maryknoller Missionar P. Kaschmitter im japanischen «The missionary Bulletin» darüber, dass manche Missionswissenschaftler die Verschiedenheiten der einzelnen Nationalitäten so stark betonen, dass die Ähnlichkeiten, die doch unendlich wichtiger seien, ganz und gar vergessen würden. Zur Erläuterung führt er das Beispiel eines Chinamissionars an, der fast zur Verzweiflung getrieben wurde, weil ihm sein älterer Mitbruder dauernd sagte: «Das geht nicht – das darf man nicht – denken Sie daran, dass Sie

¹ «Auf, Petrus, schlachte und iss» (Apostel 10, 5). Damit sollte des Petrus' und seiner Nachfolger Amt vorgebildet werden: die in verschiedenartiger Torheit befangenen Menschen sollte er aus allen vier Teilen der Erde zusammenführen; und zwar so, dass er sie gleichsam «schlachtete», das heisst: von ihrem alten Leben befreite – und die Befreiten «ass», das heisst: in seine Glieder verwandelte, er, der das sichtbare Haupt der Kirche war; dadurch sollte er sie auch Christus, dem unsichtbaren Haupt der Kirche, eingliedern; und so sollten sie der Nachkommenschaft Christi teilhaftig werden.»

in China sind – die Chinesen sind ganz anders geartet usw.» Wie dieser Missionar dann aber nach mehr persönlicher Begegnung mit den Chinesen zu der Einsicht kam, dass es tatsächlich zwar manche Verschiedenheiten zwischen den Völkern des Westens und Ostens gäbe, dass aber auch die Ähnlichkeiten sehr gross seien und die Verschiedenheiten weit aufwögen. Diese Erkenntnis hält P. Kaschmitter für die beste und grundlegendste aller Missionswissenschaft, die dieses Namens wert ist. Als Begründung führt er an: «Schliesslich sind wir alle Menschenwesen, wir haben alle dieselben grundlegenden Instinkte, dieselben grundlegenden Ähnlichkeiten, dieselbe grundlegende Lebensschau, dieselben grundlegenden Gedanken. Wenn wir unsern Mitmenschen, welcher Rasse oder Nationalität sie sein mögen, auf der Basis dessen begegnen, was unserer gemeinsamen Menschennatur gemeinsam ist, werden wir imstande sein, wundervolle Freunde in jedem Volke zu gewinnen, dem wir das Evangelium verkünden sollen.»

Die sichtbare Einheit der Kirche

Als Reflex zu dem viel diskutierten Buche Brockmöllers² schrieb, nicht wenig entrüstet, ein greiser, aus China ausgewiesener Missionar: «Gott sei Dank, dass das ‚ewige Rom‘ nicht in allem den wahnsinnigen Rekordlauf des Atomzeitalters mitmacht und gleich alles auf den Kopf stellt, dass die ‚una, sancta, catholica et apostolica Ecclesia‘ doch noch in vielen Stücken einen unveränderlichen Standpunkt im Wechsel der Erscheinungen behauptet und uns sichtbar vor Augen stellt. Und dies nicht bloss in ihrem inneren Wesen, in ihrer inneren Struktur; nicht nur in ihrer unverrückbaren Glaubens- und Sittenlehre, was ja selbstverständlich ist, sondern auch in ihrer äusseren Erscheinung: im Gottesdienste, der Liturgie, im Frömmigkeitsleben. Und das für alle Völker und Nationen des ganzen Erdkreises, soviel das nur immer möglich ist; damit man auch nach aussen hin überall leicht die eine, wahre, ‚katholische Kirche‘ erkennen kann. – Jeder, der in ein fremdes Land kommt, soll sich wenigstens im katholischen Gotteshaus wie ‚Daheim‘ fühlen, wo er denselben Gottesdienst ‚sieht und hört‘ wie in seinem Vaterlande. – Auch in ihrem Kultus muss die Kirche – bei aller Anpassung – übernational bleiben, sonst wäre sie bald nicht mehr ‚katholisch‘. Ist es ja gerade das verhängnisvolle Streben des gottlosen Kommunismus, aus der katholischen Kirche eine ‚Nationalkirche‘ zu machen. – ‚Nequid nimis‘³, auch in der Akkomodation!»

«Vollständig andersartige geistige Maschinerie»

Ganz anders klingt die Stellungnahme des Japanmissionars und Gelehrten P. Heinrich van Straelen zu dieser Frage: «Die Kirche, wie sie in westlichen Ländern entwickelt wurde, wird nie und nimmer die östliche Seele durchdringen. Die östlichen Menschen folgen der Furche, die von ihren Altvorderen gezogen und offengehalten wurde... Die Neubekehrten, und selbst die Priester, mögen unsere westlichen Wörter und Formeln ‚nachplappern‘, in denen wir die Inhalte unserer Religion ausdrücken. Sie erkennen in Wirklichkeit das Credo an, aber sie anerkennen es nur, und in der Unterhaltung bringen sie tiefe Bewunderung dafür zum Ausdruck. Damit ist es aber auch zu Ende. Denn in den Tiefen jenseits des Bereiches intellektuellen Begreifens bleiben sie ihm fremd und den Kräften des Lebensstromes treu, in denen ihre Seelen nach Schwimmen geboren werden. Das Credo, wie es in europäischer Form aufgestellt wurde, wird niemals den anscheinend toten Luftraum rings um die orientalische Seele durchdringen. Unsere zwei Lebensströme – um diese schöne östliche Metapher zu gebrauchen – vereinigen sich nicht. Sie fliessen nicht einmal in parallelen Richtungen. Sie haben eine vollständig andersartige

² «Christentum am Morgen des Atomzeitalters» (Verlag Josef Knecht, Frankfurt a. M.).

³ «Alles mit Mass.»

geistige Maschinerie. Wir werden niemals Orientalen in dem Sinne verstehen, dass wir sie in befriedigender Weise ‚erklären‘, weil unser ganzes Gehirnsystem, unsere physischen Kräfte, unsere Nervenreaktion auf geistige und sinnliche Eindrücke sowie andere nicht zu bezeichnende Kräfte unserer rasischen Beschaffenheit zu ungleich den ihren sind.»

«Keine neue Philosophie»

In deutlichem Gegensatz zu P. van Straelen stellt der bekannte Missionsschriftsteller *Josef Peters*, sonst ein eifriger Befürworter der Akkomodation, in einer Untersuchung über die «Akkomodationsfrage im Lichte der Enzyklika ‚*Humani Generis*‘ fest: «Wir müssen für die Anliegen der Vernunft auf die Schanzen gehen. Jeder falsche Supranaturalismus ist abzuweisen, der in der Verkündigung die untrennbare Verbindung von richtig entwickelter Vernunft und Offenbarung übersieht. Was immer an der im Westen geformten scholastischen Philosophie und Theologie nach Auffassung westlicher Missionare oder östlicher Geistesmänner dem Osten unassimilierbar erscheint: es kann sich nicht auf die Vernunftprinzipien, die Denkgesetze und die Prinzipien der Metaphysik und ihre Hauptausagen beziehen. Man müsste sonst die gemeinsame Menschennatur bezweifeln. . . Im Lichte der Enzyklika ‚*Humani Generis*‘ sind wir genötigt, die Aufgabe der Akkomodation nicht darin zu sehen, einen Neuaufbau einer philosophia, ‚ab ovo‘ in neuen in die Kirche eintretenden Kulturen zu versuchen, sondern in diesen Kulturen um die Anerkennung der ewig gültigen Grundwahrheiten der ‚gesunden Philosophie‘ zu ringen und damit das sichere Fundament für ein Zusammenwachsen der Kulturen in der Kirche zu legen.»

Das «Neuheitserlebnis» als Wert

Prof. Ohm spricht neuerdings gern von dem «Neuheitserlebnis», das die Missionare durch ihre Glaubensverkündigung in den zu missionierenden Völkern wecken sollen. Er nimmt damit bewusst Abstand von zu stark betonter Akkomodation. Mit wohl abgewogenen Worten sagte er am 1. Juni d. J. auf der Dechantentagung des Bistums Münster in Freckenhorst: «So wahr das mit dem Europäismus ist, so wahr ist auch das andere, dass wir nämlich oft zu sehr den Volksgeschmack berücksichtigten und auf diese Weise ein wenig aufhörten, das Salz der Erde zu sein und die Welt zu erneuern. Hier sind wir bei einer wichtigen Einsicht, die uns die heutige Zeit aufdrängt. Die Missionare und die Christen überhaupt dürfen in der Anpassung, in der Anschmiegun nicht zu weit gehen, sondern haben die Menschen und Völker aufzuwecken, aufzurütteln, zu erschüttern und in eine Krise hineinzuführen. Zuweit gehende Zugeständnisse lassen es nicht zu einer neuen Existenz kommen. Wenn der Islam im 7. und 8. Jahrhundert einen grossen Teil der Welt erobert hat, dann deswegen, weil er sich anpasste und doch nicht anpasste. Wenn der Kommunismus in China triumphiert hat, dann deswegen, weil er bei aller Anpassung des Kommunismus an die Chinesen radikal mit der Vergangenheit brach. In der Vergangenheit hat das Christentum dann und dort gesiegt, wenn und wo es nicht nur konservierte, bewahrte, erhielt, pflegte – den Glauben, die Sitten, die Ordnungen – sondern auch österlich-pfingstlich aufrüttelte, erneuerte, revolutionierte.»

Problematik der Einzelfragen

Hier sei zuerst bemerkt, dass ein gut Teil dessen, was man missionarische Akkomodation nennt, *gar nicht eine spezifisch missionarische Frage* ist. Wenn der Missionar den Hintergrund des Volkes, in dem er täglich lebt, studiert und dessen Eigenart soweit wie möglich übernimmt, so tut er zunächst nichts anderes als zum Beispiel ein Landpfarrer hier in Europa, der, obwohl er vielleicht in der Grosstadt aufgewachsen, der Gei-

stesart und Denkweise seiner Bauernpfarrei sich angleicht, um erfolgreicher in ihr wirken zu können. Ein Landpfarrer wird anders reden und anders sich geben als der Stadtpfarrer, ein Arbeiterseelsorger anders als der Studentenseelsorger, der Jugendkaplan anders als der Professor des Priesterseminars, der Priester in Bayern anders als der in Schleswig-Holstein, der Missionar in Neuguinea anders als der in Afrika, der Glaubenskünder in Bantuafrrika anders als der im mohammedanischen Norden. Das heisst selbstverständlich nicht, dass ein Bauernpfarrer nun unbedingt zum Bauer werden muss, der bayrische Priester, der in Preussen wirkt, zum Preussen, der Missionar in Neuguinea zum Kanaken. Das ist erstens nicht möglich und wird zweitens oft recht seltsam wirken. Es ist vielmehr ein Sich-Einfühlen in die Mentalität, in die Sprache, in die Bild- und Symbolwelt, in das Fühlen und Empfinden derer, die einem anvertraut sind, in etwa auch, soweit das möglich und nützlich ist, eine gewisse Angleichung im äusseren Sichgeben. Für all diese Dinge wird man nicht absolute und allgemeingültige Normen aufstellen können. Das wird verschieden sein je nach der Persönlichkeit des Seelsorgers beziehungsweise Glaubenskünder wie auch nach der Eigenart des Volkes, in dem man priesterlich beziehungsweise missionarisch tätig ist. Die wichtigste Voraussetzung hierfür wird immer und überall sein ein Herz voll Liebe, aufrichtig menschliches und priesterliches Wohlwollen. *Cor ad Cor loquitur*,⁴ heisst es. Die *Sprache der Liebe ist übernational* und überkontinental. Die Sprache der Liebe ist die einzige Sprache, die alle verstehen. Wer selbstlos ist und aufrichtige Liebe zeigt, wird im allgemeinen von selber den Weg zum Herzen der ihm Anvertrauten finden.

Liturgische Akkomodation

Damit ist das Feld der Akkomodation freilich nicht erschöpft. Es gibt wesentlichere Fragen der Missionsakkomodation als diese didaktisch-pädagogische, allgemein menschliche Anpassung. So wird zum Beispiel heute viel gesprochen über liturgische Akkomodation. Der Missionar *Hofinger* war an den weitherzigen Resolutionen des liturgischen Studententreffens in Lugano wesentlich beteiligt. So sehr man der klassischen Ausgewogenheit und vorbildlichen Nüchternheit der Römischen Liturgie das Wort reden möchte, wird man verlangen können, dass zum Beispiel der Neger Südafrikas, dessen heidnisch-religiöses Leben so stark emotionalen, oft bis zur Ekstase gesteigerten Charakter trägt, sich damit begnügt, als stiller Beter in einer Ecke der Kirche dem Tun am Altare zuzuschauen? Der Missionsbischof *van Bekkum* schrieb kürzlich über die Aktivität und Lebendigkeit, mit der der florinesische Heide bei seinen heidnischen Opfern selber tätig sein darf; «demgegenüber», so meinte der Bischof mit Wehmut, «haben wir Katholiken unsern Florinesen nur eine abstrakte, schlecht erfasste und nur beigewohnte Messe» vorzulegen. Diese Formulierung ist sicher pointiert, drückt aber doch wohl einen beachtenswerten Gedanken aus. Ist der Ruf des Herrn nach der Einheit der Kirche so eng zu interpretieren, dass man unbedingt eine absolut einheitliche Liturgie auf der ganzen Welt und eine einheitliche liturgische Sprache fordern muss? Der allgemeine Schöpfungsplan Gottes scheint doch darauf hinzuweisen, dass Gott durch die Mannigfaltigkeit in der Einheit verherrlicht werden will.

Im ersten Heft der «Zeitschrift für Missions- und Religionswissenschaft» (Jg. 1955) schrieb der Japanmissionar *Peter Heidrich* über das schreiende Missverhältnis der tatsächlichen Erfolge zu den dort gemachten Anstrengungen. Er fügt hinzu: «Es soll hier nicht den mannigfachen Gründen dieses Missverhältnisses nachgegangen werden. Aber wenn bei dem internationalen liturgischen Studententreffen in Lugano der Münsterpfarrer von Strassburg, *Eugen Fischer*, als einen oft wenig beachteten, aber in Wirklichkeit stärksten Grund für die Entfremdung der Masse von der Kirche in Frankreich die ‚un-

⁴ «Das Herz spricht zum Herzen.»

angepassten Formen der Liturgie' anführen kann; wenn *Bischof Weskamm* von Berlin auf demselben Kongress in einem erschütternden Hilferuf für die Kirche hinter dem Eisernen Vorhang verlangt, dass der jetzt verschlossene Schatz der Liturgie wieder ein geöffneter Schrank werde, aus dem die Mutter Kirche Brot ausgibt für die familia Dei; wenn ein so guter Kenner der chinesischen Missionsverhältnisse wie Kardinal Costantini behaupten kann, die Missionierung Chinas sei nicht durch die chinesische Mauer verhindert worden, sondern vielmehr durch die fast unübersteigliche lateinische Mauer, mit der wir selber das Missionswerk umgeben hätten – sollte man da nicht auf den Gedanken kommen können, dass die derzeitige Form und Sprache der liturgischen Feier eine, wenn auch sicher nicht die einzige, so doch wichtige Ursache ist, dass unser Apostolat in Japan trotz gewaltiger Anstrengungen so wenig Erfolg zeitigt?»

P. Pedro Arrupe, zurzeit Provinzial der Gesellschaft Jesu in Japan, sprach kürzlich vor der Madrider Handelskammer über die gegenwärtige kulturgeschichtliche und soziologische Situation in Japan. Er hält die Gelegenheit für die geistige Gewinnung Japans für das Christentum bereits für verpasst. Den Grund sieht er darin, dass die Missionare es versäumt hätten, den Japanern die christliche Religion in einer ihrem Kultur- und Lebensempfinden angepassten Form nahezubringen.

Theologie und Philosophie

Hierher gehört auch die Frage nach der katholischen Theologie und christlichen Philosophie, wie sie in den Missionsländern gelehrt bzw. erarbeitet werden sollen. Ganz gewiss ist es unsinnig, ein in Europa gebrauchtes theologisches oder philosophisches Handbuch zum schlechthinigen Masstab der Vorlesungen in den Seminarien der Missionsländer zu machen. Was soll z. B. der Papuaner sein Gedächtnis mit all den Irrlehren belasten, die im Verlauf einer zweitausendjährigen europäischen Kirchengeschichte hie und dort entstanden sind. Manche dieser Irrlehren gehen uns Europäern kaum noch ein, wie soll der Missionsseminarist, der doch aus einem ganz anderen Kulturmilieu kommt, sie alle verstehen? Sie sind wahrhaftig ein unnötiger Ballast.

Eine schwierige Frage ist die, *auf welchem «Fahrzeug»* die kirchliche Theologie den Missionsvölkern entgegengebracht werden soll. Man hört nicht selten den Ruf nach einem indischen oder chinesischen hl. Thomas, der es versteht, eine Synthese zu schaffen zwischen den fernöstlichen philosophischen Systemen und dem Christentum. Man meint vielfach, der Asiate sei schlechthin unfähig, sich auf unser aristotelisch-thomistisches System einzustellen. Es sind auch schon namhafte Wissenschaftler darangegangen und haben daraufhin einzelne Systeme z. B. den Konfuzianismus, den Taoismus, die Vedanta, die Bantuphilosophie usw. untersucht. Gerade die Kenner dieser heidnischen Philosophien sind sehr skeptisch gegen solch einen fundamentalen Versuch, die christliche Theologie auf ein neues heidnisches Vehikel zu setzen, – die absolute Möglichkeit aber – gewisse Sicherungen vorausgesetzt – wird man von vornherein nicht leugnen dürfen.

Von Bedeutung ist unter dieser Rücksicht auch der Hinweis auf das Büchlein von Pater *Maurus Heinrichs*: «Die Bedeutung der Missionstheologie». P. Maurus Heinrichs, jetzt Missionar auf Formosa, untersucht darin die chinesische und die abendländische Auffassung von den Kardinaltugenden. Im Grunde geht es dem Autor um nichts anderes, als davor zu warnen, *theologische und philosophische «Wahrheiten», wie sie im Abendland vielleicht seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden gelehrt werden, wie selbstverständlich als Glaubenswahrheiten vorzutragen.* «Wo aber», so schreibt er, «eine Theologie anfängt, sich gewissenhaft auseinanderzusetzen mit den Geistes- und Kulturrungenschaften nicht-christlich gewachsener Völker, da ist der gewissenhafte Theologe gehalten, säuberlich zu scheiden zwischen den

genuin christlichen Elementen, die aus der Offenbarung stammen und deshalb eine allgemeine Botschaft Gottes an alle Menschen darstellen, und den akzessorischen Elementen der Philosophie und der allgemeinen Kultur, auf die das Christentum zuerst gestossen ist bei seinem Eintritt in die Welt, ohne dass diese nun auch Glaubens- und Verkündigungsgut werden».

Inkorporative Akkomodation

Es ist hier nicht der Ort, zu den einzelnen aufgeworfenen Fragen endgültige Stellung zu nehmen. Durch diese Beispiele sollte nur erläutert werden, wie schwierig einerseits, wie dringlich aber andererseits die Frage nach echter, weitherziger, kluger Akkomodation ist. Es leuchtet sofort ein, dass dem in keiner Weise Genüge getan ist durch den Hinweis auf die Gemeinsamkeit der menschlichen Natur der Orientalen und Okzidentalern, auch nicht durch den Hinweis darauf, dass der Osten und Westen, ja die ganze Welt, kulturell und zivilisatorisch immer mehr eine Einheit werden, selbst nicht durch den Hinweis auf das Neuheitserlebnis des Christentums, auf das selbstverständlich jeder Missionar hinwirken muss. Dass das alles praktisch keine Lösungen sind, erhellt mehr als deutlich aus der Missionsgeschichte. Man sieht auch sofort, dass mit diesen Hinweisen der schwierige Fragenkomplex nur zur Seite geschoben und nicht eigentlich gelöst wird. *Dass aber Akkomodation, recht verstanden, eine theologische Notwendigkeit ist, soll im folgenden gezeigt werden.*

Pius XII.

Pius XII. führte im Jahre 1944 in einer Ansprache an die Leiter der Päpstlichen Missionswerke folgendes aus: «Der Kündler der Frohbotschaft und sein Herold ist Apostel Jesu Christi. Sein Auftrag will nicht, dass nur die europäische Kultur – und keine andere – wie ein umgepflanzter Baum in ferne Länder übertragen und dort verbreitet werde. Er soll den Unterricht und die Erziehung dieser neuen Völker, die bisweilen mit Stolz eine uralte und hohe Kultur aufweisen, so gestalten, dass sie fähig und bereit sind, die Grundsätze christlicher Sitte und Lebensführung gerne zu verwirklichen.»

Ähnlich, nur noch deutlicher, sagt er in der Enzyklika «*Evangelii praecones*»: «Die Kirche hielt von ihrem Ursprung bis auf unsere Tage an der Regel von höchster Weisheit fest, dass die Annahme des Evangeliums nichts von dem zerstöre oder beseitige, was die verschiedenen Völker in ihrer Anlage, ihrer Begabung an Gutem, Edlem und Schönerem besitzen. Da die Kirche die Völker unter dem Schutze christlichen Glaubens zu einer höheren Bildung, zu feineren Lebenssitten ruft, so handelt sie nicht wie jemand, der üppig wuchernden Wald ziellos abholzt und ausrottet, sondern wie einer, der dem wilden Wuchs gutes Reis einsetzt, damit er einmal bessere und süßere Früchte trage und zur Reife bringe.» *Im Keime enthalten diese Papstworte die ganze Theologie der Missionsakkomodation.*

1.

Erstens ist zu bemerken, dass der Papst hierbei auch an eine Akkomodation zum *Zwecke* leichterer Annäherung und besseren Verständnisses von Seiten der Hörer denkt. Aber eben doch nur im Auch-Sinne, nicht primär. Es ist das, was oben didaktisch-pädagogische Akkomodation genannt wurde.

2.

Zweitens stellt sich der Papst ganz klar auf den Standpunkt, dass die menschliche Natur durch die Erbsünde nicht vollkommen verderbt ist, dass also auch in den heidnischen Kulturen manches «Gute, Edle und Schöne» zu finden ist. Damit ist deutlich Stellung bezogen gegen die fast allgemeine Auffassung der Missionare früherer Jahrhunderte, die in ihrem europäischen Kulturdünkel kaum in der Lage waren, anderes als völ-

lige Schwarz-Weiss-Malerei zu treiben. Selbstverständlich ist damit auch Stellung bezogen gegen die protestantische Lehre von der vollkommenen Verletztheit der menschlichen Natur durch die Erbsünde. Es ist nicht überflüssig darauf hinzuweisen, weil noch im Vorjahre von dem holländischen Kalviner *Bavinck* eine Einleitung in die Missionswissenschaft erschien, in der die Akkomodation aus theologischen Gründen, eben wegen der Überbetonung der Antithese Natur und Übernatur, Sünde und Gnade, grundsätzlich abgelehnt wird.

3.

An dritter Stelle ist zu beachten, dass der Papst hier an beiden Stellen Bilder aus der *organischen* Welt gebraucht. Es ginge nicht an, so meint er, den Baum der heidnischen Kultur (Kultur ist sicher im weitesten Sinne zu nehmen und schliesst auch die Religion ein) einfach auszuhauen und den Baum der europäischen Kultur in die Missionsländer zu verpflanzen. Der Missionar hat vielmehr zu sein wie ein kluger Gärtner, der den wilden Ölbaum nicht ausrodet, ihm vielmehr das Edelreis des eigentlich Christlichen aufpflanzt, damit so eine neue, gottgewollte «nova creatura» werde, eine Neuvermählung von Natur und Gnade, die Fortsetzung der Menschwerdung des Logos in ein neues Volk hinein.

Gott bleibt sich in seinen Taten treu. Er bejaht das, was er gemacht hat. Weil er seine Geschöpfe liebt, nahm er eine menschliche Natur an. Nachdem Gott Mensch geworden, ist jede einseitige Spiritualisierung des Christentums vom Bösen. *Das ganze Menschliche im ganzen Göttlichen, und umgekehrt, gilt seit dem Connubium mysticum der Gottheit und Menschheit in der Inkarnation des Logos.* Besteht doch darin im tiefsten die Katholizität der Kirche, dass sie fähig ist, sämtliche Völker, sämtliche Kulturen in sich zu vereinen, nicht zwar so, dass dadurch das Eigensein der Völker und Kulturen zerstört, vielmehr so, dass dieses erhöht, geheiligt, «getauft», in die geheimnisvolle Späre der Teilnahme an der göttlichen Natur erhoben wird.

Man könnte diese Art der Akkomodation, da sie Inkorporierung in den mystischen Leib Christi bedeutet, mit dem Spanier *Dominguez* «Accomodatio incorporativa» nennen. Sie ist von Gott aus gesehen eine neue Sichtbarmachung Gottes, des Gottes der Offenbarung, in der Schöpfung, eine Ausweitung des mystischen Leibes Christi in bisher abseits stehende Völker und Kulturen hinein. Vom Menschen bzw. der Schöpfung aus gesehen ist sie das Schreiten dieser abseits stehenden Völker und Kulturen, *so wie sie sind*, natürlich insofern sie «gut, edel und schön» sind, zu Christus hin, ein Sich-hingeben dieser Völker und Kulturen ans Göttliche, ein «Getauft-werden» dieser Völker und Kulturen und damit eine wesentliche Erhöhung derselben.

Was für die natürliche Ordnung gilt, nämlich dass Gott seine Grösse und Herrlichkeit durch eine Fülle von Geschöpfen darstellen wollte, das gilt auch für die Übernatur. Gott wollte durch die Mannigfaltigkeit in der Einheit verherrlicht werden. Die Fülle der «getauften» Einzelwesen, Völker und Kulturen sollte den Grossleib Jesu Christi ausmachen, sollte eine Grossoffenbarung des unerschöpflich tiefen innertrinitarischen Lebens Gottes sein. Man drückt diese Doppelbewegung Christus-Kirche und Kirche-Christus wohl auch so aus, dass Christus einerseits die *Causa efficiens* und *quasiformalis* und andererseits die *Causa finalis* der Kirche sei. Wie man auch die Kirche, weil und insofern sie «Christi geheimnisvoller Leib» ist, als die *Causa efficiens*, *quasiformalis* und *finalis* der Menschheit und im weiteren Sinne der Schöpfung bezeichnen könnte.

Es würde in diesem Rahmen zu weit führen, für die theologische Berechtigung und Notwendigkeit einer so gefassten «inkorporativen Akkomodation» noch weitere Beweise aus Schrift und Tradition anzuführen. Wer den Begriff der Katholizität der Kirche nicht in ihrer räumlichen und zeitlichen Ausdehnung erschöpft sieht, *wer Ernst macht mit der Lehre von der Menschwerdung des Logos* und der fortwährenden – juridisch und

organisch notwendigen – Ausweitung der Menschwerdung in die Menschheit hinein, wird sie ohne weiteres bejahen. Die Frage ist also nicht, ob überhaupt Akkomodation oder nicht, die Frage ist lediglich: Wie und wie weit?

Die Aufgabe der Glaubensboten besteht darin, die allgemein gültigen und vor allem die genuin christlichen Wahrheiten, Forderungen und Einrichtungen der Kirche mit Überzeugung, wenn auch mit Klugheit, vorzutragen. Die dem Christentum gewonnenen Menschen und Völker aber sollen das Recht haben, die ihnen eigenen Güter zu bewahren, weiter zu pflegen, im Glauben zu vertiefen und zu veredeln und darüber hinaus einen positiven Beitrag zu leisten zur weiteren Entwicklung der kirchlichen Lehre, des Kultus, des christlichen Lebens, einen positiven Beitrag zu leisten zur Behebung der sozialen Not und des Unfriedens unter den Menschen und Völkern, einen positiven Beitrag zu leisten auch zu selbstlosem Kulturschaffen aus christlichem Geist. Die Völker alle haben ein Recht auf ihre «Individualität» und die ihnen eigene Initiative, auch und erst recht, wenn sie christlich geworden sind.

Das christliche Menschenbild als Aufgabe missionarischer Akkomodation

Es bleibt jetzt nur noch die Frage zu beantworten, wie «christliches Menschenbild» und «missionarische Akkomodation» sich zueinander verhalten. Nachdem das Feld der Akkomodation so gründlich abgesteckt ist (und die Erarbeitung des Inhaltes des «christlichen Menschenbildes» von den übrigen theologischen Disziplinen erwartet werden darf), kann das sehr kurz geschehen. Im Grunde ist die Antwort darauf schon gegeben.

Zunächst sei bemerkt, dass die Gestaltung des christlichen Menschenbildes nicht eine spezifisch missionarische Aufgabe ist. Christliches Menschenbild wird überall da gestaltet, wo an der Vervollkommnung der christlichen Persönlichkeit gearbeitet wird, von der Kanzel aus, im Beichtstuhl, in der Gruppenstunde, im unmittelbaren Umgang des Priesters mit den Gläubigen, selbstverständlich auch durch die missionarische Verkündigung, aber da mehr grundlegend, anfanghaft, oft in gröberen Zügen, wie ja überhaupt Missionsarbeit Pionierarbeit ist, Neubeginn, Erst- und Wiedereroberung.

Sodann sei gesagt, dass das christliche Menschenbild, um das der Missionar in den kirchellosen Ländern, die wir Missionsländer nennen, sich bemüht, nicht eine adäquate Aufgabe der missionarischen Akkomodation ist, wie es nach der Überschrift scheinen könnte. Das christliche Menschenbild entsteht durch das Zusammenwirken von Natur und Gnade, durch Vermählung von Göttlichem und Menschlichem im Einzelmenschen und der Gemeinschaft, Akkomodation aber setzt einen Akzent auf eine bestimmte Seite dieses Vorganges, warnt vor allzu grosser Spiritualisierung, legt den Finger auf eine geschichtliche Wunde, warnt davor, in blinder Überschätzung des Eigenen das Wertvolle im Missionsvolk, das doch Träger der Gnade werden soll, zu zerstören anstatt zu veredeln.

Kollektives oder individuelles Missionsziel

Wenn hier in Europa von der Gestaltung des christlichen Menschenbildes gesprochen wird, wird man im allgemeinen mehr an die einzelne christliche Persönlichkeit denken, ohne freilich von der Volks- und Menschheitsgemeinschaft, in der der Einzelne naturhaft und gnadenhaft steht, zu abstrahieren. Schliesslich weiss jeder, dass zum christlichen Menschenbild die gemeinschaftliche Seite genau so gut gehört wie die individuelle.

Vielleicht ist es aufgefallen, dass im Verlauf dieser Ausführungen viel mehr von den zu gewinnenden Missionsvölkern als von den zu bekehrenden Einzelseelen gesprochen wurde. Das musste an sich nicht so sein, ergab sich aber doch in etwa aus

dem Akkomodationsbegriff, dem von Natur aus etwas Grosszügiges, Überindividuelles zu eigen ist, hat aber auch seine grosse missionsmethodische Bedeutung.

Nach der Enzyklika «*Evangelii praecones*» besteht das oberste Ziel aller Missionsunternehmungen darin, «dass das Licht der christlichen Wahrheit neuen Völkern heller leuchte und neue Christen gewonnen werden». Es dürfte Absicht darin liegen, dass hier das kollektive Missionsziel, nämlich «dass das Licht der christlichen Wahrheit neuen Völkern heller leuchte», dem individuellen Missionsziel, d. h. der Gewinnung neuer Christen, vorangesetzt ist. Theologisch gesehen herrscht bis heute Unsicherheit, ob das eine oder andere vorzuziehen ist. Die Löwener missiologische Schule betont mehr, fast einseitig, das kollektive Missionsziel, die Münstersche Schule mehr das individuelle, freilich ohne das kollektive aus dem Auge zu lassen.

In der Praxis wird man im allgemeinen das kollektive Missionsziel dem individuellen, d. h. die Volksbekehrung den Einzelbekehrungen vorziehen. Der beste Missionar wird im allgemeinen der sein, der zugleich auch «Missionsstratege» ist, der also immer das Ganze im Auge hat, der zugunsten des Ganzen selbst auf Augenblickserfolge verzichten kann, der immer und überall darauf aus ist, das Christentum im Volksganzen heimisch zu machen durch Schaffung eines volkseigenen Klerus, einer aktiven einheimischen katholischen Aktion, eines einheimischen Ordensstandes, eines christlichen Kulturmilieus usw. Wenn das erreicht ist, wird die Bekehrung der Einzelpersonen nur noch eine Frage der Zeit sein.

Ergebnisse

Es leuchtet sofort ein, dass der Missionar bei seinem Bemühen um die Gestaltung des christlichen Menschenbildes in der Mission – dieses kollektiv und individuell gesehen – didaktisch-pädagogische Akkomodation im obenbezeichneten Sinne üben muss. Das ist eine Forderung der Klugheit und der Liebe.

Es unterliegt aber auch keinem Zweifel, dass er dabei noch viel mehr der «inkorporativen Akkomodation» Raum geben muss. Das ist nicht nur eine Forderung der Klugheit und der Liebe, auch nicht nur eine missionsmethodische Frage, sondern eine theologische Notwendigkeit. Praktisch heisst das: Der Missionar muss den Menschen in seiner natürlichen Wertigkeit, als von Gott ins Dasein gesetztes göttliches «Bild und Gleichnis» anerkennen; er muss diesen in seinem Wesen guten Menschen Christus entgegenführen; dieser an sich gute Mensch soll durch Glaube und Taufe in die Sphäre des Übernatürlichen erhoben, der Persönlichkeit Christi gnadenhaft angeschlossen, des innertrinitarischen Gotteslebens teilhaftig gemacht werden; dieser in seinem Wesen gute Mensch soll, wie er gnadenhaft ein «zweiter Christus» geworden ist, auch in seinem sittlichen Tun Christus ähnlich gestaltet werden, eine harmonische, der Sünde abgestorbene, von der Liebe geleitete christliche Persönlichkeit werden.

Wie der Mensch und die Gemeinschaft der Menschen in ihrer natürlichen Wertigkeit Anerkennung verdienen, so auch der Mensch in dem, was er schafft, oder allgemeiner: in dem, was ihn umgibt. Sowohl die von Gott geschaffene Natur wie auch die vom Menschen gestaltete Kultur sind an sich gut, verdienen also Anerkennung, müssen freilich, da sie nach dem Worte des hl. Paulus der Erlösung harrend «in Wehen» liegen, ähnlich dem Menschen erlöst, geheiligt, beseelt werden, müssen durch den Menschen aus der blossen «*Gloria Dei materialis*» zur «*Gloria Dei formalis*» erhoben werden, müssen irgendwie dem mystischen Leibe des Heilandes eingegliedert werden.

Akkomodation und Christianisierung gehören also wesentlich zusammen, können ebensowenig voneinander getrennt werden, wie der begnadete Mensch vom Träger der Gnade, dem natürlichen Menschen. Das Ziel aller Bemühungen aber ist: Der christliche Mensch – die christliche Welt; die Einheit in der Fülle – die Mannigfaltigkeit der Menschen, Völker und Kulturen in der *Una, Sancta, Catholica et Apostolica Ecclesia*.

P. Karl Müller SVD, St. Augustin, Siegburg

Kunst an den Grenzen der Phantasie

Am 25. Oktober wurde in München die *Picasso-Ausstellung* eröffnet. Sie bietet eine Übersicht über das gesamte Lebenswerk, wie sie ähnlich schon zuvor in Paris gezeigt wurde und nachher in Köln und Hamburg wiederholt werden soll. Die ebenso geniale wie exzentrische Persönlichkeit dieses Andalusiers, der von Frankreich aus die moderne Kunst entscheidend beeinflusst hat, tritt aus diesem Anlass neuerdings in den Mittelpunkt der Diskussion. Durch die chronologische Reihung der Werke kommt in der Ausstellung mit drastischer Deutlichkeit die Vielseitigkeit, Ungebundenheit und Sprunghaftigkeit dieser Kunst zur Darstellung, die unter dem Einfluss primitiver Bildwerke eine ausserordentlich aggressive und heftige Note erreicht hat. In Picassos Werk wechseln grellen Masken vergleichbare Gemälde mit Porträts, die in ihrer treffenden physiognomischen Prägnanz wie würdevolle Karikaturen wirken. Schrilte Kompositionen aus zackigen Linien, eine bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Kraft des Ausdrucks, Zeichen die nurmehr von ihrer absoluten Einzigartigkeit reden, isolierte Stücke der alltäglichen Erfahrungswelt und dazwischen wieder ein sentimentales Linienspiel – und all das in launisch anmutendem Wechsel: so bietet sich das Werk Picassos dem Beschauer dar. Was Wunder, wenn vor ihm immer wieder der Verdacht einer geschäftstüchtigen Berechnung oder einer grandiosen Harlekin-Nummer laut wird? Bei aller Exzentrizität ist dieses Spiel aber zu konsequent, zu bannend und mit zu grosser Inbrunst dargeboten, um mit so billigen Erklärungen abgetan zu werden.

In dreifacher Hinsicht ein Grenzphänomen

Gehen wir mit den Fragestellungen, mit denen moderne Kunstwissenschaft von verschiedenen Seiten her sich an das Geheimnis eines Kunstphänomens heranzutasten sucht, an das Lebenswerk Picassos heran, so erweist es sich in dreifacher Hinsicht als eine Erscheinung an den Grenzen künstlerischer Möglichkeiten.

Vom Wurzelgrund des Werkes, von der Persönlichkeit her, deren eigenartig akzentuiertes Kräftefeld sich im Kunstwerk als komplexer Lebensäusserung darstellt, ist es vor allem die voll entbundene und selbstherrliche Phantasie, die in der Kombination stärkster, sinnhafter Wirkwerte ihre Befriedigung sucht. –

Vom aktuellen Leben als konkreter Auseinandersetzung mit der Welt her gesehen, sofern sie sich im Werk ereignet oder darstellt, erweist sich Picassos Kunst als eine Auflösung dieses fundamentalen Dialogs zwischen Anregung und verarbeitender Beantwortung bis an die Grenzen des Monologes. –

Was schliesslich die Wirkung der Kunst als Zeichen betrifft, ergeben sich seine Formen als Zeichen von äusserster Intensität, die aber nur mehr ihre eigene Zeichenhaftigkeit als die letzte Realität schlechthin bezeichnen und in der Heftigkeit dieses Anspruches an die Grenzen der Magie und des Idols gelangen.

Unter diesen drei Aspekten ist die moderne Kunst mit Picasso bezeichnenderweise gegenüber dem sterilen Naturalismus

der vergangenen Epoche, dessen Überwindung sie leidenschaftlich vertrat, genau *am anderen Extrem* angelangt. Picassos ganz phantasiebestimmte Form, die mit stärksten Sinnenwerten auftrumpft, stellt die Gegenbewegung gegen einen ausgeklügelten Symbolismus dar, der in matten und schwachen Formwerten seine subtilen und geistreichen Allegorien ohne die echte Kraft inneren Erlebens formulierte. Gegenüber seinem Monolog, der einer extremen «Auferlegung» des eigenen Ich auf die Realität gleichkommt, charakterisierte die naturalistische Epoche der Episodenkunst eine «Hingabe» an die Natur bis zur Leblosigkeit reproduzierender Photographie. Und die Magie des Zeichens, mit ihren erschütternden Schreien, die nichts mehr meinen als sich selbst, diese Zeugnisse einer aufgewühlten Zeit, welche die Macht der Tiefe erfahren hat, stehen den Romanzen einer Epoche selbstsicheren Spiessertums gegenüber, deren Kunst von der getreuen Wiederholung nichts mehr bedeutender Konventionen lebte und die nichts mehr zu sagen hatte, sondern nur noch ein wenig behaglichen Genuss bieten konnte.

Einseitige Entfaltung im Sinnhaften

Dieser Aufbruch moderner Kunst bezeugt gewiss neues Leben, das im Ringen um seine Selbstbehauptung kraftvoll in Erscheinung getreten ist. Aber es ist zugleich das Zeugnis einer einseitig im Sinnhaften liegenden Entfaltung des Menschen, was sich besonders in der aussergewöhnlich starken Anregung der Phantasie erweist, an die sich diese Bilder oft ausschliesslich wenden. Mag jetzt auch das Leben der Sinne in neuer und ungeahnter Weise Gestalt gewinnen, so ist doch die verlorene menschliche Tiefendimension grosser Kunst damit nicht zurückgewonnen. Es ist gleichsam erst ihr Vorfeld gewonnen, das «Formenmaterial» bereitet, das allerdings gerade bei Picasso ein bezauberndes Arsenal ausmacht wie es eben nur eine derart ungehemmte Phantasie zusammenholen kann, so bezaubernd, dass man unter seinem Bann sich gar nicht ernsthaft die Frage stellt, wozu es einzusetzen sei, wozu es verpflichtete. Es genügt sich vielmehr selbst.

Eine solche Notiz hat in dieser Krisenzeit freilich mehr den Charakter der Feststellung als den eines Vorwurfes. – Im Bereiche der Kunst ist also zunächst nur die sinnliche Sphäre des Menschen verlebendigt worden. Den Beginn dieser Bewegung repräsentiert übrigens bereits der Impressionismus. Diesem gegenüber steht die heutige Glanzentfaltung, was (abgesehen vom Verhältnis zur Erscheinungswelt) den Grundgehalt an Ausdruckswerten angeht, mit dem sie sich vorwiegend verbindet, unter dem umgekehrten Vorzeichen eines schockierenden Erschreckens, das nun an Stelle eines angebotenen Genusses ins Bild tritt.

Was bei solch unbändiger Alleinherrschaft der Phantasie an innerer Verarbeitung dieser Formen von der geistigen Tiefe der Persönlichkeit her unterblieb, ist dann allerdings bald von einem «Zeitgeist» der Verneinung her ausgefüllt worden, dem eine solche Unterwanderung bei dem herrschenden Mangel an geistiger Tiefe leicht gelang. Er brachte mit der Note einer rebellierenden Verzweiflung den Trieb zu äusserster Übersteigerung mit sich, die den Bereich der Kunst sprengte. Die künstlerische Bewältigung der lebendigen Erfahrung von Not und Schrecken der Gegenwart, wie sie etwa die grosse, «Guernica» benannte Komposition Picassos repräsentiert, verfiel damit immer wieder in eine furchtbare, reale Verkörperung dieses Schreckens, von suggestiver Kraft, die selbst wieder Schrecken verbreitete.

Selbstdarstellung der autonomen Phantasie

Das Werk Picassos führt zu einer klaren Einsicht: *auch die Phantasie, dieses zentrale Organ künstlerischen Gestaltens, kann einseitig übersteigert zum Verlust der Geschlossenheit einer Persönlichkeit und damit aus der Kunst hinausführen.*

Aller partiellen Kräfteentfaltung im Alltag gegenüber ist Kunst ja wesentlich eine Äusserung des Menschen in seiner personalen Ganzheit. Damit ist Kunst eine aus der Tiefe des Herzens heraus geeinte, freie Entfaltung des gesamten Kräftefelds, das die individuelle Note dieser Äusserung – ihren «Stil» – in eigenartiger Akzentuierung mitbestimmt. Wird diese Note jedoch isoliert bis zum Mangel an ganzheitlicher Entfaltung im Schaffensakt, dann zeigt sich, wie sehr auch das grösste Talent über die Grenzen der Kunst ins Chaotische geraten kann und muss.

Unleugbar hat Picasso das Maximum an Phantasie bannenden Werten erreicht. Die Sonnenblumen eines Van Gogh mit ihrem so stark nach vorn wirkenden Gelb und der zauberhaften Dynamik ihres Striches erscheinen den schreienden Werten eines Picasso gegenüber von der malerischen Weichheit eines Venezianers. Picasso erweist sich in seinem Werk als ein Sinnenmensch, dessen Persönlichkeit in eine übermächtige Phantasie aufgesogen ist. Diese Tatsache macht allein seine unaufhörlichen Stilwandlungen verständlich. Es ist einzig die Phantasie, die sich in immer neuen Formen als eigenwertiges Prinzip in freier Selbstherrlichkeit darstellt, ohne sich zu engagieren, ohne sich auf eine Richtung festzulegen. Sie scheint vielmehr ängstlich auf diese Ungebundenheit bedacht zu sein. Wo immer die Anzeichen eines Wurzelschlages in geistige Tiefen sichtbar werden, reagiert sie heftig mit dem Gegenstoss einer neuen, ungeahnten Möglichkeit.

Erweist sich die haltlose Selbstausslieferung der Persönlichkeit an ihren Götzen Phantasie in Picassos Schaffen als das treibende Prinzip und diese Phantasie selbst als sein bestimmender Gehalt, so ist damit nicht geleugnet, dass sich in all dem Wandel der Perioden eine bestimmte Grundhaltung nach Art eines Psychogrammes darbietet, die ihn unter den Malern «handschriftlich» in unmissverständlicher Weise bezeichnet. Immer wieder ist es diese brutale Zackigkeit und Harteckigkeit, die seine Formenbildung charakterisiert, das unberechenbar Fahrige und plötzlich wieder Bohrende seines Striches. Und auch da, wo er vorübergehend organisch weiche Linien verwendet, übersteigert er ihr Zusammenspiel durch gehäufte Abwandlungen zu einer unruhigen und gewaltsamen Rhythmik. Ist das nicht auch der Reflex des aufwühlenden Zeitgeschehens, wie es sich in diesen Phantasien unverarbeitet spiegelt? Wo er wirklich einmal *persönlich* Stellung nimmt und den Schrecken dieser Zeit zur Weltanschauung erhebt, da bestimmt er dieses Bekenntnis auch deutlich durch die gegenständliche Symbolik. So bietet er in «Guernica» die Szenerie einer Bombennacht. Dann aber findet die Phantasie gleich wieder zu ihrem Eigenkult. Nur selten einmal äussert er die Liebe zu einer Frau, die Freude an einem Söhnchen in einer einnehmenden, dekorativen Darbietung der tröstlichen Gestalt.

Daraus: Dekomposition bis zum Monstrum

Auch die *Funktion des Gegenständlichen* bei Picasso ist nur von der Autonomie dieser Phantasie her verständlich. Es geht ihm nicht um Karikatur oder Monstrum. Es geht ähnlich wie im «horror vacui» seiner abstrakten Muster einzig um eine äusserste Anregung der Phantasie. Seine plastisch gebotenen «Umerfindungen» sind nichts anderes als neue Konkretisierungen der freiheitsstüchtigen Phantasie, die es nicht duldet, dass ihre Produkte denen der Aussenwelt an Realität nachstehen. Auch hierin ist Picasso nur die am höchsten aufschäumende Woge eines Wellenschlages, der die Kunst unserer Zeit weithin beherrscht.

In diesen bannenden Verschachtelungen, die er auf das Porträt überträgt, geht es ihm gar nicht um die Zeitdimension, die durch Kombination mehrerer Ansichten in das Bild gebannt werden soll. Auch nicht um leeres, groteskes Spiel, obwohl auch Werke dieser Art bei ihm nicht fehlen. Hierin gelingt ihm vielmehr die Verdichtung zu einem Gebilde schärfster Prä-

nanz und plastischer Realitätswirkung, das auch im Gegenständlichen von der kombinierenden Phantasie des Betrachters nicht mehr verarbeitet werden kann:

Da zeigt sich ein Auge, eine Nase – also ein Gesicht! Aber es fehlt die andere Hälfte. Eine neue Nase in Seitenansicht wächst aus der Wange. Aber es ist keine Seitenansicht, denn das Auge steht seitenverkehrt darin. Man folgt dem Hals und erwartet darunter die Schultern, stösst aber nur auf ein fächerartiges Ornament, unter dem sich wieder ähnlich versetzte Teile der Gestalt bieten. Die Gliedmassen gehen aber wieder in Ornamente über. Ein ständiger Wechsel von Anregungen und Enttäuschungen der Phantasie in ihrer Bemühung, die Sinnesindrücke zur Einheit des Gestaltbildes zu kombinieren.

In einer Kunst von solcher Struktureigenart ist ihre *Geistigkeit* auf die «vis cogitativa», auf die Beschäftigung mit Gestalterfassung zurückgenommen.

Dabei ist aber dies alles nicht in einer spielerischen Analyse auseinander gegliedert, sondern zu äusserster Dichte geballt. Es wird mit stärksten Werten dargeboten und mit dem Glanz eines Idols ausgestattet wie ein emphatisches Zeugnis dafür, dass hier die unüberbietbar letzte Realität gefeiert wird. Und hierin liegt der echte, geistige Aussagegehalt dieser Kunst, die Aussage der Geistlosigkeit, ja des Ungeistes. Und so Bild um Bild. Anruf um Anruf. Das ist Picasso! Im Unterschied zu den anderen Kollektivausstellungen abstrakter Kunst, die man gelangweilt abläuft, packt und beansprucht einen hier jedes Bild ganz.

Die Phantasiegrenze der Kunst

Wie man in der Diskussion um die Kunst ihren Bereich vom Schönen her mit einer «ästhetischen Grenze» zu umschreiben versuchte, so könnte man bei Picasso von einer «Phantasiegrenze» der Kunst sprechen. Phantasie dabei nicht wie bei L. Venturi als Schlüsselbegriff eines am «Schöpferischen» gemessenen künstlerischen Gelingens überhaupt verstanden, sondern in dem geläufigen Sinn als menschliche Fähigkeit, bewahrte Sinneswahrnehmungen zu reproduzieren und zu kombinieren. Sie ist damit erst die Voraussetzung zur eigentlich künstlerischen Gestalterfindung, bei der noch anderes hinzutritt. Es darf nicht übersehen werden, dass diese Phantasie sich erst dort über assozierendes Spiel und ungebundene Kombinatorik hinaus als kunstsöpferisches Prinzip betätigt, wo ihr die adäquate Verknüpfung sinnlicher und geistiger Werte bis zur vollständigen Verschmelzung als echte Grundlage künstlerischer Symbolik gelingt.

Derartiges finden wir bei Picasso nur gelegentlich voll verwirklicht. Oft ist nur soviel an Geist in seiner Gestalt enthalten, als eben schon aller Sinnesleistung des Menschen unablässig eigen ist. Oder seine Form beschwört umso nachdrücklicher eine unbestimmte Tiefe auf durchaus «überkünstlerische» Weise. So gibt es im spielenden Picasso zuweilen überhaupt keine Verbindung von diesem Spiel der Phantasie zu inneren Lebenswerten der Persönlichkeit. Dafür trifft der wild aufschreiende Picasso oft unmittelbar in den Seelengrund des Beschauers, wühlt ihn auf, bietet aber keine Botschaft, keine echte Formsymbolik, sondern eine selbstwertige Formfaszination, die alarmiert und erschüttert, beansprucht und bindet, ohne dass man sie noch verarbeiten und verstehen könnte. Und die kultische Leidenschaft dieser inadäquaten Beanspruchung bereitet einer echten Magie der Form den Weg.

Picasso und die Stunde der Dämonie

Die «geniale» Leistung Picassos liegt also gerade in der bis zur Ausschliesslichkeit und damit bis an die Grenzen menschlicher Gefährdung und Dämonie entbundenen Phantasie. Diese verkörpert seine Formenwelt in einer Zeit, in der die Tätigkeit der Sinne alle Persönlichkeitstiefen überwuchert und in der sich die menschliche Sinnenerfahrung in einem uferlos gewordenen Speicher geistig nicht mehr zu bewältigender Eindrücke häuft. Bei Picasso führt schliesslich diese Formenwelt der au-

tonomen Phantasie in all ihren Spielarten in einen Kult der reinen Vordergründigkeit, um bezeichnenderweise plötzlich in die Magie dieser Vordergründigkeit umzuschlagen. Und in dieser Magie wird ein Hintergrund wirksam, der jenseits des menschlich zu Bewältigenden liegt, sich an seinen Früchten aber deutlich zu erkennen gibt: die Stunde der Dämonie.

Phantasie als Medium der Magie

Dabei liegt die mediale Bereitschaft auf der Hand, die in einer solchen Phantasie liegt, welche von der Tiefe der Persönlichkeit her nicht mehr kontrolliert und gebunden ist. Und als das Vehikel dieser Magie gibt sich eben diese ausserordentliche Phantasieanregung zu erkennen, bewirkt durch eine gewiss nicht sinnlose, in ihrem Sinn aber nicht mehr zugängliche Form, die sich selbst als letzte, übersteigerte Realität darbietet. Diese sich selbst immerfort überbietenden Zeichen in ihrer pseudomystischen Tiefe und unmenschlichen Abgründigkeit: das ist es, was Picasso den Fetischen und Dämonenbildern der Neger abgelautet hat und dem er verfiel, als er ohne innere Bindungen sich ihrer Formenwelt bemächtigte.

Kritik

Picasso hat die Sprache dieser Zeit getroffen. Dieser Satz gilt so weit, als es wahr ist, dass «diese Zeit» eine Beute des Abgrundes geworden ist. – Angesichts der zu erwartenden Auswirkung dieser faszinierenden Schau auf junge, orientierungslose Künstler und in Anbetracht der Tatsache, dass auch für den Beschauer, der sich solcher Kunst anhaltend hingibt, bei hinreichender Disposition zwangsläufig eine Umprägung seines Geschmackes in ein die Phantasie und Sinnenwerte überbetonendes Formideal befürchtet werden muss, scheint eine klare Stellungnahme am Platz.

Bei aller Anerkennung des unerhörten Talentes, das dieser Mensch vom Schöpfer erhalten hat und in dessen Bekundung wir auch Seinen Lobpreis erblicken dürfen, müssen wir dieses Werk klar ablehnen.

Die aller seelischen Hygiene widersprechende Unbedenklichkeit eines derartig einseitigen Appelles an die Phantasie, die zu einer weiteren Fixierung ihres Übergewichtes führen muss; der mediale Charakter dieser Kunst, welche die Persönlichkeit in ihrer geistigen Tiefe überspielt und welche ihr Ausdrucksfeld dunklen Mächten überantwortet; die aller Erfahrung der Vatergüte Gottes in dieser Welt hohnsprechende Verherrlichung des Schreckens, die von Hoffnung und Liebe nichts weiss; und die der Inkarnation hohnsprechende Magie des Zeichens sind für den Christen Grund genug, sich von diesem Werk Picassos und seiner tausend Epigonen abzuwenden.

Der Weg der Verklärung

Ist denn das die einzige Sprache der Zeit? Versteht man denn nicht zu unterscheiden im Bilderschatz der Moderne? Schliesslich hat bereits der demütige und grosse Rouault einen Weg gezeigt, all diese künstlerischen Werte in den Dienst eines liebenden Herzens zu nehmen und zu einer Sprache des Glaubens zu verklären. Er fand zur Harmonie, weil er diese Ordnung in sich trug. Es gibt ja wieder eine wachsende Zahl christlicher Künstler, die ehrlich und aufrichtig mit der nötigen Eigenständigkeit nach dem Masse ihres Talentes und im Vertrauen auf den Heiligen Geist ans Werk gehen. Wenden wir ihnen unser Interesse zu. Sie verdienen es mehr. Haben sie doch das Wagnis unternommen, die gebotenen Möglichkeiten aus der Lebenshaltung des Christen heraus zu einer tiefen und nicht minder erschütternden Sprache zu verarbeiten, um in ihr die christliche Antwort auf diese Zeit der Prüfung zu geben, als welche sie diese Gegenwart verstehen. Sie alle seien auf den von P. Regamey O. P. so oft wiederholten Aufruf verwiesen, sich einer bescheidenen und demütigen Kunst zuzuwenden, um aus diesem Formenzauber wieder zu einem vom Geist durchformten Zeugnis des Herzens zu finden.

Herbert Muck, Innsbruck

Die polnischen Progressisten und ihre Stellung zur Kirche

(Vorbemerkung: Da auch nach der Verurteilung der katholischen Bewegung Piaseckis sich in unserer Presse keine Klarheit einstellen will über deren Grösse, ihre Haltung als Katholiken, ihre Stellung zum Kommunismus und ihre Bindung an diesen, halten wir es für unerlässlich, diesen ganzen Fragenkreis in der Arbeit eines Fachmanns sachlich und gründlich darzulegen. d. R.)

Schon seit einigen Jahren geht nun im freien Westen der Streit um die polnische «katholische» Bewegung B. Piaseckis, die sich selbst als «fortschrittlich» bezeichnet und behauptet, das Problem der «aktiven Koexistenz» von katholischer Kirche und Kommunismus gelöst zu haben.

Ihre auch in französischer Sprache erscheinende Zeitschrift «Dzis i Jutro» («Heute und Morgen») und die Vorträge, die ihre Emissäre in katholischen Ländern des Westens halten, geben Anlass ebenso zu bereitwilligen Anerkennungen wie zu heftigen Kritiken. Es ist hierbei kein Zufall, dass letztere vor allem vom «Osservatore Romano»¹, dem offiziellen Organ des Vatikans, herkommen; denn «Dzis i Jutro» und das Hauptwerk B. Piaseckis wurden im Juni dieses Jahres von Rom verurteilt. Weniger Verständnis bringt man für jene katholischen Kreise auf, die diese Bewegung rückhaltlos bejahen; auch dann nicht, wenn man bedenkt, dass es sich meist um solche Katholiken handelt, die – wie es kürzlich in einer belgischen Zeitschrift hiess² – «auf alles, was nach ‚Progressismus‘ aussieht, ansprechen... die glauben, eine gemeinsame Plattform für die römische Kirche und den ‚Sozialismus‘ finden zu sollen, dem, wie sie meinen, die Zukunft gehört». Denn obwohl diese ebenso wie die polnischen Progressisten von der Richtigkeit der sozialistischen Thesen überzeugt sind, sind doch die sozialistisch eingestellten Katholiken des Westens Revolutionäre, die sich einem häufig verbürgerlichten Klerus gegenübersehen und von einem echten Gefühl für die soziale Gerechtigkeit bewegt werden; während die Gruppe Piaseckis die kategorische Verteidigerin eines bestehenden totalitären Staates ist, und dies in einem Lande, wo es das grosse Kapital fast nie gegeben hat, wo die mittlere, vorwiegend jüdische, Bourgeoisie zum grössten Teil in deutschen Gaskammern verschwunden ist, wo ein überwiegender Teil der Bevölkerung aus Bauern besteht und wo vor allem auch der höhere Klerus, dessen Patriotismus unter den Nazis bekannt ist (5 von 40 Bischöfen kamen in Konzentrationslagern um), meist aus dem kleineren Mittelstand kommt.

Da man auch nach der römischen Verurteilung immer noch der Auffassung begegnet, es handle sich um «treue Söhne der Kirche»³, scheint es an der Zeit, den gegenwartsnahen Katholiken sachlich und wahrheitsgetreu über den Stand der Dinge zu informieren.

Folgende zwei Überlegungen mögen zeigen, dass es sich keineswegs nur um eine rein innerpolnische Angelegenheit handelt, sondern um eine solche von allgemeinem Interesse. Zunächst scheint es den Kommunisten mit Hilfe der Propaganda dieser Gruppe zu gelingen, den Westen immer mehr von der praktischen Inexistenz einer Kirchenverfolgung in Polen zu überzeugen. Nun ist es aber wichtig, dass der Westen über die Vorgänge hinter dem Eisernen Vorhang richtig informiert ist; denn die Erfahrung hat gezeigt, dass auch die Kommunisten in hohem Masse von der öffentlichen Meinung im Westen abhängig sind (vor allem dort, wo sie sich Wahlerfolge erhoffen) und dass sich eben deswegen so manche Verfolgung und Vergewaltigung durch rechtzeitig und geschickt organisierte «Massen-Demonstrationen» (etwa zahlreicher katholischer Zeitschriften) verhindern oder zumindest abstoppen lassen. Darüber hinaus aber stellt sich die Frage, ob die Kommunisten eine echt katholische Bewegung etwa aus

taktischen Gründen dulden. Im Fall einer Bejahung könnte das ihre Gefährlichkeit erhöhen; im Fall einer Verneinung dieser Frage, wären jene Unentwegten, die noch immer an die Möglichkeit einer kommunistischen Katholikenfreundlichkeit glauben, an einem neuen Beispiel ihres utopischen Idealismus überführt.

Leider behandelt man diese und analoge Fälle oft nur unter dem Gesichtspunkt, ob die Betroffenen subjektiv «bona fide» seien oder nicht. Damit verfehlt man zweifellos das Wesentliche: denn es geht nicht darum, ein möglichst objektives Urteil über ihre sittlichen Qualitäten zu fällen (was im Augenblick auch kaum möglich wäre), sondern darum, zu entscheiden, wie wir uns ihnen gegenüber verhalten sollen und diese Entscheidung auch zu begründen.

So stellen sich vielmehr folgende drei Fragen: 1. handelt es sich objektiv um Häretiker oder nicht, 2. würden sie sich einer römischen Entscheidung unterwerfen, resp. – da ja diese schon gefällt wurde – haben sie sich unterworfen, und schliesslich 3. sind sie der Kirche in Polen von Nutzen oder schaden sie ihr? Wir wollen diese Fragen je einzeln zu beantworten suchen.

I.

Die Gruppe «Dzis i Jutro» besteht seit 1946; sie begann zu einer Zeit zu existieren, da der eigentliche Kampf der polnischen Kommunisten gegen die Kirche noch nicht begonnen hatte. Es heisst, Piasecki sei 1945 als Mitglied einer anti-russischen Partisanengruppe von den Sowjets verhaftet und erst nach einer längeren Aussprache mit General Iwanow wieder freigelassen worden.⁴ Kurz darauf sei er in Warschau erschienen und habe vom damaligen Vize-Premierminister Gomolka die Erlaubnis erhalten, «Dzis i Jutro» herauszugeben; Gomolka habe von Piasecki die Gründung einer katholischen Partei verlangt (Gomolka ist hoher Funktionär der polnischen KP), aber letzterer habe ihn davon überzeugen können, dass eine unorganisierte Gruppe der Situation besser angepasst sei. Wie dem auch war, jedenfalls begann «Dzis i Jutro» schon im September 1946 zu erscheinen. Seit 1947 wird von den Progressisten ausserdem die Tageszeitung «Slowo Powszechnie» («Allgemeines Wort») herausgegeben. Etwas später gründeten sie das Verlagshaus «Pax», das ausser den beiden genannten Zeitschriften auch religiöse, wissenschaftliche und belletristische Werke herausgibt (so z. B. Bernanos, Gr. Greene, D. Rops, G. v. le Fort, Deman O. P. usw.). Seit 1953 befindet sich auch der «Tygodnik Powszechny» («Allgemeine Wochenzeitschrift»), ursprünglich das offizielle Organ des Erzbischofs von Krakau,⁵ und die Leitung der Organisation «Caritas»⁶ in ihren Händen. Die Gruppe besitzt auch ein eigenes Kolleg, das Lyzeum des hl. Augustinus in Warschau.

Es ist schwer, eine allgemeine Charakteristik der Mitglieder dieser Bewegung zu geben; denn die Bewegung selbst hat weder ein eigentliches Statut, noch einen bestimmten Namen – meist bezeichnen sie sich als eine «Bewegung fortschrittlicher Katholiken», oft aber auch als «katholische Laien» oder «intellektuelle Katholiken». Ihr Führer Piasecki war vor dem Krieg der Leiter einer nationalistischen Extremistengruppe, die die Verstaatlichung der Industrie und des Grosshandels verlangte; er ist ein Mann von hervorragenden Fähigkeiten und praktizierender Katholik. Dobraczynski ist der Verfasser einiger wertvoller religiöser Romane; er vermeidet es meistens, über politische oder soziale Fragen zu schreiben. Ketr-

⁴ Vgl. den zit. Art. in La Libre Belgique; die schwer beweisbaren Gerüchte sind wohl einem Vortrage von Prof. I. M. Bochenski O. P. in Paris entnommen, auf den sich der Artikel auch bezieht und dem wir die weiteren Angaben entnehmen. Prof. Bochenski ist Leiter eines kath. polnischen Dokumentationszentrums.

⁵ «Tygodnik Powszechny» unterbrach sein Erscheinen am 8. März 1953 und erschien erst wieder am 12. Juli, nachdem sein Chefredaktor Turowicz verhaftet worden war, vgl. Nowak, Kosciol Katolicki w Polsce, 1946–1951, London 1951 (hect.), S. 40 u. 93.

⁶ Über die «Caritas», die bekanntlich 1950 den sie bis dahin vorzüglich leitenden Bischöfen weggenommen wurde, kann man in den Hirtenbriefen der poln. Bischöfe vom 30. I. und 16. II. 1950 und des Bischofs Choromanski vom 4. und 9. Februar nachlesen, vgl. Nowak, op. cit., II. Teil (Dokumenty Episkopatu i Rezymu w Polsce).

¹ Hier eine, allerdings keineswegs vollständige, Liste solcher Artikel: 1953, 7–8. XII; 1954, 16. I.; 6. II.; 21. II.; 18. IV.; 25. VII.; 24. X.; 1955, 18. I.; 20. I.; 25.–26. IV.; 11. IX.

² «Le catholicisme progressiste», in La Libre Belgique, Bruxelles, 16./17. Juni 1955.

³ Vgl. u. a. auch den zweiten Abschnitt der «Kleinen Betrachtungen» von H. Schwann in dieser Zeitschr., Nr. 20, 31. Oktober 1955, sowie den Artikel desselben Verfassers in Nr. 8 vom 30. April 1955. Da sie sich selbst so bezeichnen, sehen wir, im Gegensatz zu H. Schwann, keinerlei Grund, nicht von «Progressisten» zu sprechen.

zynski ist Historiker und kommt aus einem mehr konservativen Milieu; ebenfalls Horodyski und Graf Lubienski, die heute beide am intensivsten mit den Kommunisten zusammenarbeiten. Andere Mitglieder sind Journalisten, Ärzte (so Hagmajer, der gegenwärtige Leiter der «Caritas») und ehemalige Politiker. Das fast einzige geistliche Mitglied der Bewegung, Jan Czuj, ist Vorsitzender fast aller Vereinigungen der sogenannten «patriotischen Priester» und seit kurzem Rektor der katholischen Universität Lublin; vor dem Kriege war er Abgeordneter der Regierungspartei von Pilsudski. Fast alle Mitglieder der Bewegung sind mit hohen Orden der Volksrepublik Polen ausgezeichnet worden.

Dass die Gruppe schon seit ihrem Beginn keineswegs die Sympathien der übrigen polnischen Katholiken genoss, beweist eine Deklaration der in Jasna Gora versammelten Redakteure aller katholischen Zeitschriften⁷ aus dem Jahre 1947, in der es heisst, weder «Dzis i Jutro» noch «Slowo Powszechnie» hätten das Recht, sich als die Stimme des katholischen Polen aufzuspielen⁸. Dagegen stellte ihnen schon im Jahre 1946 die «Trybuna Wolnosc», das Organ des Zentralkomitees der polnischen KP, ein äusserst schmeichelhaftes Zeugnis aus⁹.

Was sind nun die von dieser Gruppe vorgetragenen Thesen? Der Schriftsteller Jasienica hat sie in einer der ersten Nummern von «Dzis i Jutro» im folgenden Vergleich zusammengefasst: Die Welt sei eine Schlange, die von Zeit zu Zeit ihre Haut wechselt; im Augenblick würden wir einen solchen Wechsel erleben – und die Farbe der neuen Haut sei rot. Wir fassen am besten den Inhalt der Vorrede des von Rom verurteilten Buches von Piasecki, «Zagadnienia istotne»¹⁰ zusammen, um etwas Ausführlicheres über diesen Gedanken zu erfahren. Piasecki weist zunächst darauf hin, dass sich das christliche Denken der Vergangenheit allzu sehr mit Gott dem Erlöser, der uns die Gnade gebracht hat, aber allzu wenig mit Gott dem Schöpfer befasst habe, dessen Gabe an die Menschen die Arbeit ist. Durch die Verbindung von Arbeit und Gnade kommt die Zeit zu ihrer eigentlichen Bedeutung: die Arbeit ist nicht eine Strafe für die Erbsünde, sondern ein Geschenk Gottes, mit dem der Mensch den göttlichen Schöpfungsakt in der Zeit fortsetzen kann. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, die Fortschrittsidee zu rechtfertigen. Es ist Aufgabe des Menschen, je nach Zeit und Stunde mit seiner Arbeit das Angesicht der Erde in immer höherem Masse zu verwandeln. Da diese Wahrheit in der Vergangenheit übersehen wurde, hat sich das Christentum lange dem sozialen Fortschritt widersetzt. Es folgt ein langatmiger Abschnitt, in dem Piasecki zu beweisen sucht, dass die Kommunisten weder «intentionell», da sie ja an Gott nicht glauben, noch «ontologisch», da sie ja der Fortschritt sind, etwas gegen Gott haben. Leider erfahren wir weder, was «Fortschritt» bedeutet, noch, warum gerade die Kommunisten der Fortschritt sein sollten. Piasecki schliesst das erste Kapitel mit der Behauptung ab, die Katholiken müssten ihre Bindung mit der kapitalistischen Ordnung abbrechen, da diese der Vergangenheit angehöre; sie müssten die Teilnahme am Kampf für die soziale Freiheit des Menschen als Gewissenspflicht ansehen. Und da der Kommunismus der Fortschritt ist, die katholische und die materialistische Weltanschauung aber beide realistisch und universalistisch seien, so könnten beide gut zusammenarbeiten, ja es sei Aufgabe der Kirche, dem Kommunismus in weltlichen Dingen die Hand zu reichen. – Wir wollen den Leser nicht durch weitere Zusammenfassungen ermüden, sondern nur noch auf den bezeichnenden Abschnitt des IV. Kapitels hinweisen, in dem es heisst, die «Einheit der sozialen Funktion des Katholizismus»^(1?) erlaube nicht, dass die Katholiken ein und derselben Epoche zugleich für den Kapitalismus und für den Sozialismus arbeiten. «Trotz dem Druck des amerikanischen Imperialismus auf politische Kreise des Vatikans, trotz der Abhängigkeit der meisten Mitglieder der Hierarchie von ihrer sozialen Klasse... wird der Katholizismus, durch die Konflikte, Oppositionen und persönlichen Dramen vieler Gläubigen, aber mit dem Optimismus der Massen der Priester und Gläubigen, die aufrichtig die Kirche lieben – an der sozialen Fortschrittsbewegung der Menschheit teilnehmen und dort die ihm durch seine Doktrin angewiesene Rolle spielen.»

Obwohl diese Gedanken von Piasecki und seinen Mitarbeitern meist mit Hilfe reichlich verworrener und ungeklärter Begriffe vorgetragen werden¹¹, lassen sich doch die Grundthesen wie folgt zusammenfassen.

⁷ Es ist bezeichnend, dass in einer Liste von 29 neuentstandenen kath. Zeitschriften, erschienen im «Tyg. Powsz.» vom 7. VIII. 1947, weder «Dzis i Jutro» noch «Slowo Powszechnie» figurieren.

⁸ Vgl. Tyg. Powsz., 21. September 1947.

⁹ Tryb. Woln., 1. März 1946.

¹⁰ Warschau, Pax-Verlag, 1954.

¹¹ Vgl. Oss. Rom. vom 18. II. 1955, wo es von Dobraczynski heisst,

1. Der Kommunismus ist als Repräsentant des Fortschrittsstadiums der gegenwärtigen Weltstunde zu bejahen; dass er grundsätzlich atheistisch und materialistisch ist, wird verschwiegen oder als akzidentell abgetan.

2. Die wichtigste Aufgabe der Kirche der Gegenwart ist eine soziale; da die gegenwärtige Weltstunde die des Sozialen in der Form des Kommunismus ist, ist es Aufgabe und Pflicht der Katholiken, mit dem Kommunismus zusammenzuarbeiten. Das bedeutet allerdings nicht, die Katholiken sollten «in der Teilnahme am sozialistischen Aufbau... den Weg zur Liquidation ihrer eigenen Weltanschauung sehen»¹².

3. Leider ist der Vatikan und die Hierarchie oft auf der Seite des Kapitalismus. Aber «die Masse der Geistlichen, die Masse der Katholiken kann nicht länger warten. Sie muss vorangehen»¹³.

So hat «Dzis i Jutro» zwar behauptet, die «Absetzung» (1?) Kardinal Wyszynskis bewege «zutiefst Herzen und Gewissen der Katholiken»¹⁴; was aber die Urteile des sogenannten «Krakauer Prozesses» gegen 5 Mitglieder der Krakauer Metropolitanurkunde und die Verurteilung des Bischofs Kaczmarek (der wegen seiner positiven sozialen Einstellung allgemein bekannt war) zu 12 Jahren Gefängnis betrifft, so wurden sie von derselben Zeitschrift ausdrücklich gutgeheissen.¹⁵ In einem seiner Artikel spricht Piasecki von der bourgeoisen Atmosphäre des «Osservatore Romano» und des Radio Vatikan; es sei für den Katholiken erschütternd, wenn er sehen müsse, wie sich kapitalistische Mächte auf die Autorität des Hl. Stuhles berufen können, wenn sie religiöse Gefühle für eine Kriegsmobilisierung der Massen auszunützen suchen.¹⁶

Wir wollen uns nicht in eine theologische Kritik einlassen; dies ist von berufenerer Seite geschehen. Wir wollen nur die Dinge bei ihrem Namen nennen: die erste Behauptung ist unsachlich, da sich die These von der Geschichtsaktualität des Kommunismus nur aus dessen eigener Sicht rechtfertigen lässt, deren, nach der Behauptung aller kommunistischer Theoretiker, wesentliches Element der atheistische Materialismus ist. Die zweite Behauptung verrät eine falsche Sicht der Kirche, deren wichtigste Aufgabe nie auf sozialem Gebiet liegen kann, sondern die Fortsetzung der Tätigkeit Christi ist, die mit einem grundsätzlichen Atheismus in unvereinbarem Widerspruch steht. Was schliesslich den dritten Punkt betrifft, so lässt er sich nur schwerlich mit einem Minimum an katholischer Loyalität gegenüber der römischen und nationalen Hierarchie vereinen und kommt fast der Aufforderung gleich, der kirchlichen Obrigkeit den Gehorsam zu verweigern.

2.

Nun wäre das alles noch nicht so ernst, wenn man sich davon überzeugen könnte, dass es sich, wie vielfach beteuert wurde, um treue Katholiken handelt, die sich jederzeit einer römischen Entscheidung unterwerfen würden. Diese «Probe aufs Exempel» ist tatsächlich vorhanden: am 28. Juni dieses Jahres wurde «Dzis i Jutro» und das schon genannte Werk von Piasecki von Rom verurteilt; beide gehören mithin bis auf Weiteres in den «index librorum prohibitorum»¹⁷.

Der Kanon 1398 des «Codex iuris canonici» bestimmt, dass verbotene Druckwerke weder noch einmal herausgegeben, noch gelesen, zurückbehalten, übersetzt, gekauft oder verkauft werden dürfen. Nun ist die Verurteilung, die schon am folgenden Tage im «Oss. Rom.» veröffentlicht wurde, von der Zeitschrift stillschweigend übergangen worden und «Dzis i Jutro» erscheint nach wie vor; es ist uns auch nicht bekannt, dass Piasecki auf welche Weise auch immer seine Unterwerfung bekannt gegeben hätte und sein Werk ist unseres Wissens auch weiter im Buchhandel erhältlich. Einer Nachricht vom NCWC-News Service zufolge hätten einige der Betroffenen erklärt, das römische Verbot sei für sie nicht bindend, da es nicht durch

er würde als «Fortschritt» und «Freiheit» bezeichnen, «was praktisch Unterwerfung und Verfolgung ist».

¹² Piasecki, op. cit., S. 29.

¹³ Piasecki in «Sl. Powsz.», 2. III. 53.

¹⁴ Dzis i Jutro, 4. Okt. 1953.

¹⁵ Dzis i Jutro, 1. Febr. 1953; Slowo Powszechnie, 26. Jänn. u. 5. Febr. 1953.

¹⁶ Dzis i Jutro, 2. März 1953.

¹⁷ Acta Apost. Sedis, 47 (Nr. 9/10), 24–27. VII. 1955, S. 455.

den für sie zuständigen Erzbischof von Warschau verkündet wurde¹⁸. Wie es in der Herder-Korrespondenz, der wir diese Nachricht entnehmen, treffend heisst, dürfte diese Ausflucht weder vor dem Kirchenrecht noch vor der Moraltheologie bestehen können; und dies, so möchten wir ergänzen, um so weniger, als sich der Erzbischof von Gnesen, Kard. Wyszynski, dem die Erzdiözese Warschau «ad personam» untergeordnet wurde, seit dem 26. März 1953 in Haft befindet. Das Gerücht, die Gruppe Piaseckis hätte sich unterworfen, scheint allein auf jenes «Wenn» zurückzuführen sein, mit dem der Sejm-Abgeordnete Graf Lubienski in einem Stockholmer Interview vom römischen Verbot sprach¹⁹.

Só erlaubt uns nichts zu meinen, die polnischen Progressisten hätten sich unterworfen. Obwohl es keineswegs ausgeschlossen scheint, dass sie durch Drohungen von den Kommunisten zu dieser Indisziplin gezwungen worden wären, so dürfte auch dies keine rechte Entschuldigung sein. Denn die Art und Weise, wie sie ständig vor ihrem Land und der Welt dem Hl. Vater Treue gelobten, liesse sich im Augenblick nur durch ein entsprechendes Opfer – und sei es Haft oder gar Tod – rechtfertigen.

3.

Da es sich nun offenbar aber keineswegs einfach nur um Scheinkatholiken handelt, die zudem etwa geheime Mitglieder der KP wären, so wäre es doch immerhin möglich, dass sie trotz ihrer unkatholischen Einstellung dem katholischen Leben in Polen von einigem Nutzen wären. Denn schliesslich, so könnte man meinen, seien katholische Schismatiker immer noch besser als gar nichts. Leider können wir nur vom Gegenteil berichten.

Zunächst einmal wird die Bedeutung der polnischen Progressisten im Westen meist überschätzt. Nicht ihre propagandistischen Erfolge in westlichen Ländern: diese könnten wohl kaum zu ernst genommen werden. Hingegen aber ihre Rolle in Polen selbst. Man darf nicht vergessen, dass es sich um eine Gruppe von höchstens 20 Mann handelt, während es in Polen etwa 24 Millionen Katholiken bei ungefähr 25 Millionen Einwohnern gibt.²⁰ Es ist höchst unwahrscheinlich, dass in einem Lande, das der Hl. Vater noch vor kurzem als seine «treueste Tochter» bezeichnet hat, eine kleine Gruppe von Diversanten innerhalb weniger Jahre bedeutenden Erfolg erzielt hätte; und dies um so weniger, als die Bischöfe in fast jedem ihrer Hirtenbriefe ihre Gläubigen vor den Progressisten warnten. So überrascht es nicht, dass das polnische Episkopat nach einer heftigen Kritik der Gruppe Piaseckis ihren Einfluss als «glücklicherweise unbedeutend» bezeichnet.²¹

Hingegen entwickeln die Progressisten eine geradezu verblüffende Geschicklichkeit, wenn es darum geht, sich mit fremden Federn zu schmücken oder die Unwissenheit der meisten westlichen Zuhörer über polnische Verhältnisse auszunützen. So ist es eine laufende Tendenz von «Dzis i Jutro», nicht nur die religiöse Erneuerung seit Kriegsende, sondern auch alle Zugeständnisse der kommunistischen Regierung als ihr Verdienst zu buchen. Man fragt sich, wie sich dies mit dem traurigen Zeugnis verträgt, das ihnen 1953 die polnischen Bischöfe ausstellten: «In den Streitigkeiten, die zwischen der Regierung der Volksrepublik Polen und der katholischen Kirche entstehen, nehmen sie ausnahmslos für die Regierung Stellung, loben alle ihre Massnahmen laut und unterstützen sie.»²² Wie sollen jene Männer, über deren religiöses Unwissen und Mangel an katholischer Gesinnung – die sie aber nicht daran hindere, «sich als Erzieher und Meister der kirchlichen Obrigkeit aufzuspielen» – sich Kardinal Wyszynski in seinem Hirtenbrief vom 12. Februar 1950 beklagen musste, an dem zwei-

¹⁸ Vgl. Herder-Korrespondenz, November 1955, S. 62.

¹⁹ Lubienski sagte in einem Interview mit dem Stockholmer Vertreter der Zeitschrift «Le Monde» (s. die Nummer vom 9. IX. 1955): «Das Verbot... hat uns schmerzlich getroffen. Wenn wir bereit sind, uns den Entscheidungen Roms zu fügen, so hoffen wir doch, dass das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.»

²⁰ Vgl. Zycie, London, vom 4. Mai 1954. Dasselbst eine gut dokumentierte Statistik der kirchlichen Verhältnisse in Polen seit 1939.

²¹ Vgl. Memorandum der polnischen Bischöfe vom 8. Mai 1953, Paulus-Verlag, Fribourg, S. 4.

²² ib.

fellos vorhandenen Neu-Aufleben des religiösen Lebens in Polen beteiligt sein? Warum sollte die Rekonstruktion der Kirchen, die hohe Zahl an Neu-Priestern, die Wiederbelebung der Orden gerade ihr Verdienst sein, wo sie doch auf eine wahrhaft unvornehme Weise die Verfolgung der Bischöfe, Priester und Gläubigen ausgenützt und alle Mittel katholischer Information an sich gerissen haben? Warum sollte das Abkommen zwischen Regierung und Episkopat vom 15. April 1950 durch ihre Bemühungen zustande gekommen sein, wo sie doch weder unterzeichnet noch irgendwen vertreten haben? Die Hirtenbriefe der polnischen Bischöfe wissen von anderem zu berichten: von ihrer eigenen unermüdlichen Arbeit, von ständigen Interventionen bei Bierut und Wolski, von ihrem Versuch, durch das Abkommen von 1950 doch noch die Situation zu retten, von ihrer Bereitschaft, überall dort Zugeständnisse zu machen, wo es noch mit der Lehre der Kirche vereinbar war – und schliesslich über das Misslingen all ihrer jahrelangen Bemühungen, dem sie nur mehr ihr verzweifeltes, aber entschiedenes «Non Possumus!» entgegenhalten konnten. Von den Progressisten wissen sie nur zu berichten, dass sie die Einheit der Kirche schwächen und Diversionstendenzen in ihrem Schoss fördern,²³ «glücklicherweise unbedeutende».

Wenn nun aber die Progressisten der katholischen Kirche in Polen nur in sehr geringem Masse zu schaden vermögen, warum werden sie dann von den Kommunisten unterstützt? Denn dass diese sie unterstützen, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen.

Die Progressisten besitzen sämtliche Mittel der Information in Polen, was ohne ein ausdrückliches Zugeständnis von Seiten der Regierung wohl kaum möglich wäre. Diese erlaubt ihnen nicht nur, mehrere Zeitschriften in grossen Auflagen herauszugeben, sondern gestattet ihnen sogar, Werke bedeutender und keineswegs kommunistisch (aber eben auch nicht anti-kommunistisch) gesinnter westlicher Schriftsteller zu übersetzen und zu veröffentlichen.²⁴ Progressisten wurden nach Paris, Weimar, dem Vieth-Minh, Stockholm und so fort zu internationalen Kongressen und Veranstaltungen abgesandt, obwohl es doch bekannt ist, welche Schwierigkeiten Nicht-Kommunisten zu überwinden haben, wenn sie das Land verlassen wollen. Es gibt kein einziges katholisches Kolleg mehr, ausser jenem der Progressisten, von dem bereits die Rede war. Sie verfügen schliesslich offenbar über bedeutende finanzielle Mittel, ohne die weder ihr Verlag, noch ihre Auslandsreisen möglich wären; und jeder, der nur ein wenig mit der Situation hinter dem Eisernen Vorhang vertraut ist, weiss, welche Not jene zu leiden haben, die nicht die Sympathien der Kommunisten geniessen.

Wir haben die Antwort schon angedeutet: Die Kommunisten suchen die freie Welt davon zu überzeugen, dass das katholische Polen katholisch geblieben sei, dass dort die Kirche frei sei, ja dass die Kommunisten in einem katholischen Lande sogar die Katholiken ehrlich zu schätzen wissen. Und leider gibt es immer wieder Menschen, die ihnen auch tatsächlich glauben; Menschen, die vergessen, dass, wenn es einmal zu einer kommunistischen Weltherrschaft kommen sollte, vor allem ihre eigene (und unser aller) bornierte Dummheit und Denkfaulheit daran Schuld sein werden.

So können wir uns nur den Worten des Erzbischofs von Westminster, Kardinal Griffin, anschliessen, der den Progressisten, die ihn zu einem Protest gegen die Ratifizierung der Pariser Verträge aufgefordert hatten, entgegenhielt: «In wessen Namen sprechen diese Menschen eigentlich? Verlangen sie etwa im Namen der Kirche von mir, mich in die Aussenpolitik einzumischen, während sie doch selbst bei anderen Bischöfen jede derartige Einmischung als unverzeihliches Verbrechen betrachten? Wer sich weigert, die Autorität der Bischöfe anzuerkennen und den Bruch mit dem Heiligen Stuhle fordert, kann kein Sohn der Kirche und des polnischen Volkes sein.»²⁵

N. Lobjkovicz, Schloss Zeil

²³ ib.

²⁴ Graf Lubienski stellte in seinem Stockholmer Interview «als Verleger» fest, dass ihre Übersetzungen heute in drei Monaten anstatt, wie früher, in drei Jahren verkauft seien, vgl. Le Monde 9. IX. 1955. Nichts ist einfacher zu erklären als dies: der «Pax»-Verlag ist der einzige noch bestehende katholische Verlag in Polen, während es ihrer nach dem Kriegsende nicht weniger als 150 gab, vgl. M. Derrick, Persecution in Poland, London/Oxford, o. J., S. 11. Dasselbst eine Statistik über die immer seltener werdenden katholischen Publikationen.

²⁵ Vgl. La Libre Belgique, 16./17. Juni 1955.

Wir wünschen unsern Lesern Gottes Gnade und Segen zum Christfest und zum neuen Jahr 1956

REDAKTION und ADMINISTRATION der «ORIENTIERUNG»

Die Kirche und die Zivilisationen

In der «Woche der katholischen Intellektuellen» wurde diesmal das obige Thema behandelt. An die 4000 Zuhörer nahmen an diesen Konferenzen teil. Der Saal war fast immer bis zum Bersten voll, namentlich als Kardinal *Feltin* das Schlusswort sprach, durch das er die Reden der verschiedenen Abbés und Universitätsprofessoren in die Doktrinen der Kirche einbettete und an den Weitblick der Christen ebenso wie an ihre Nächstenliebe appellierte. Der Erzbischof von Paris ist der Ansicht, dass es in der modernen Welt nichts Schlimmeres gibt, als den Glauben, das Spiel sei bereits verteilt. Es gibt weder eine Fatalität des Schlimmen, noch des Besten. Aber eine Menschheit, die sich in einem kollektiven Stolz als Zentrum nehmen würde, wird schnell den Sinn für die Persönlichkeit verlieren und Gesellschaften von Dingen, nicht aber von menschlichen Wesen hervorbringen. «Für den Menschen, der Gott verneint, gibt es keine Zukunft.» Von der höchsten Sicht aus und aus mystischen und theologischen Gründen rechtfertigte Kardinal *Feltin* die Themen und Thesen der «Woche». Unter den wichtigsten Rednern waren Pater *Daniélou*, SJ, *François Mauriac*, die Historiker *Marrou* und *Rémond*, Pater *Bigo*, *Carlos Santamaria*, der Gründer der internationalen, katholischen Konversationen von San Sebastian, der chinesische Pater *Houanj*, der Aumonier des Zentrums der Intellektuellen, Pater *Bérrar*, *La Pira*, der berühmte Bürgermeister von Florenz. Man sieht, dass hier wirklich die bedeutendsten katholischen Intellektuellen das alle Vorträge umfassende Hauptthema behandelten.

Für die sieben Tage waren die einzelnen Thesen: «Wahrheiten und Zweideutigkeiten der christlichen Zivilisation»; «Die Kirche ist nicht klerikal»; «Die Kirche versteht und widersetzt sich dem Kommunismus»; «Die Kirche hört nicht auf zu den ‚Barbaren‘ zu gehen»; «Die Kirche spricht alle menschlichen Sprachen»; «Die Kirche fürchtet eine technische Zivilisation nicht»; «Die Kirche glaubt an die Zukunft der Welt».

Eine Warnung

Es würde eine Nummer füllen, wenn wir den Reichtum der ausgedrückten Ideen wiedergeben wollten. Wir gehen also nur auf einzelne Punkte ein. Vorher aber ein Wort der Kritik. Man fühlte eine Gefahr heraufziehen, die des – «Intellektuellen». Dieser sprach manchmal nur zu seinesgleichen, was gewiss auch notwendig ist, aber nur «auch». Sowie er es «nur» tut, entfernt er sich von dem wirklichen Leben auch dann, wenn alle seine noch so richtig begründeten Beweisführungen letzten Endes in Gott Gipfeln. Immer wieder wird sich der Christ an die einfache, bilderreiche Sprache der Evangelien erinnern müssen, in der höchste Wahrheiten ausgesprochen und begründet wurden, die jeder Fischer verstehen konnte. Dies sei nur als leichte Warnung gesagt, mit dem Hinweis, dass es auch auf dem rein geistigen Gebiet eine Nächstenliebe gibt gegenüber jenen, die die oft steilen Höhen des Intellekts nicht erklimmen können.

Entmystifizierung der «christlichen Zivilisation»

In dieser «Woche» wurden manche, allzu landläufigen, Begriffe entmystifiziert. Eine christliche Zivilisation? Es gibt sie noch nicht. «Das Reich Gottes ist unsere Liebe, aber die christliche Zivilisation ist unsere Aufgabe», wie Pater *Daniélou*, SJ, sagte, «sie ist vor, nicht hinter uns.» «Ich nenne eine christliche Zivilisation», um mit *La Pira* zu sprechen, «eine Gesellschaft, in der Christus sein Haus hat und in der der Mensch auch sein Haus hat. Denn eine Zivilisation, in der die Kirchen voll sind, in der aber der Mensch kein Dach hat, verdient den Namen der christlichen Zivilisation ebenso wenig, wie eine Gesellschaft, in der die Kirche geschlossen ist.» Man

müsse diesen Begriff entmystifizieren und sich erinnern, dass heute die Nächstenliebe nicht mehr nur individuell, sondern kollektiv und institutionell sei. Erst eine freie und gerechte Gesellschaft könne sich christlich nennen.

François Mauriac meinte, dass jede Zivilisation ihrer Natur nach antichristlich sei, ob es sich nun um das römische Reich oder um das Frankreich Ludwig XIV. oder um das marxistische Reich handle. Denn jede Zivilisation beruhe in erster Linie auf der Leidenschaft des Fühlens, des Wissens und des Dominierens. Diese Leidenschaft hat auch uns ergriffen, angefangen von dem «allerchristlichsten» König, der die Pfalz völlig zerstörte, bis zu unseren christlichen Demokraten.

Der gleiche Ton fand sich bei *Giorgio La Pira*: «Es genügt nicht, dass die Kirche geehrt wird, wenn ungerechte Löhne und Löcher von Wohnungen geduldet werden.» Ihm scheint eine gerechte Unterscheidung zwischen der Kirche und dem Staat wohltuend, um die Gefahren sakraler Zivilisationen zu verhindern, in denen man bald die Staatsraison mit der Orthodoxie verwechseln würde.

Christlicher Antiklerikalismus

Die Kirche ist nicht klerikal? Nein, denn, wie Professor *Marrou* sagte: «Die Kirche sind wir, das neue, wirkliche Israel, das Volk, das Gott erwählte.» Natürlich sei eine solid organisierte, klerikale Gemeinschaft notwendig, die zweifellos das Knochengestüt dieses Organismus sei, aber nicht die alleinige Kirche ist. Im Mittelalter musste die Kirche gewisse irdische Aufgaben übernehmen, die dieser Zivilisation, aus der die unsrige hervorging, einen klerikalen Charakter aufdrückten. Aber immer mehr habe sich ein Prinzip klar herausgearbeitet: nämlich «dass jede Macht, ob bürgerliche oder religiöse, temperiert, ja ihr durch eine aufmerksame Opposition entgegengetreten werden müsse, damit die Rollen der Gerechtigkeit nicht durch sündhafte Masken gespielt werden könnten». Ein christlicher Antiklerikalismus ist daher selbst dem Leben der Kirche notwendig. «Man dürfe diesen nicht den Feinden der Kirche überlassen. «Wenn die Gläubigen in ihrer Unterwerfung unter die Hierarchie zu grosse Passivität zeigen, dann entbehren sie der Nächstenliebe, die sie dieser schuldig sind.»

Konfessionalismus

Professor *Rémond* bedauerte einen gewissen «Konfessionalismus», der heute geneigt sei, «alles auf eine individualistische Religion zurückzuführen, Kontakte mit der Aussenwelt zu fürchten und unter sich zu bleiben wünscht, wie wenn man Heimweh nach dem Ghetto habe.» Er denunziert auch das Überleben eines kalten Moralismus, der die wesentlichen Probleme in moralische Kategorien aufteile und sie von moralischen – Einnahmen abhängig mache. Auch *Abbé Bérrar* macht den Laien zur Pflicht, der Kirche zu helfen, den «Klerikalismus», der ein Missbrauch der Macht sei, zu bekämpfen und gleichzeitig dafür zu sorgen, dass die Laizisten guten Glaubens, toleranter hinsichtlich der geistigen und religiösen Kräfte würden. Und er sagt das schöne Wort: «Man gibt Gott nicht den Andern. Es ist Gott, der sich durch unser Zurücktreten gibt.»

Kommunismus

Selbstverständlich wurde das Problem des Kommunismus eingehend behandelt. Da es auch in dieser Zeitschrift immer wieder beleuchtet wird, erwähnen wir nur die Schlussfolgerungen des Soziologen Pater *Bigo* SJ: «Im Bereich der Doktrin ist eine Zustimmung zum Marxismus unmöglich; aber Unterscheidungen sind notwendig. Im Bereich der Aktion ist

eine Zusammenarbeit unmöglich, aber der *Dialog unerlässlich*.» Um dann hinzuzufügen: «Was uns vom Kommunismus trennt, ist nicht so sehr der Glaube an Gott, sondern der Glaube an den Menschen.»

Die Kirche geht zu den Barbaren?

Msgr. *Chappoulié*, Bischof von Angers, ladet die «traditionellen» Christen ein, sich von ihren lieben, kleinen Gewohnheiten loszulösen, um sich auf den Weg zur Kirche zu begeben und unter der Führung des Geistes mit ihr und mit ihrem verjüngten, abenteuerlichen Gang zu marschieren. Was die «Barbaren» anbelangt, so sagte der Ökonomist, Professor *François Perroux*, vom Collège de France, einiges, was auch nicht vergessen werden darf. Er verurteilte auf das leidenschaftlichste die wirtschaftlichen und politischen Institutionen der modernen Staaten, in denen sich die Habsucht und die Gewalt, die zwar entgegengesetzten, aber ineinander verhäkelten Egoismen, der höchste Gewinn für eine kleine Anzahl von Individuen mit dem Maximum von Arbeit der Anderen sorglos vermischen, was auch der Grund sei, warum die Hälfte der Menschheit vor Hunger sterbe. «Welche Rolle spielen da die Barbaren? Sie lehren uns unsere Barbarei.»

Die technische Zivilisation

Der Grossindustrielle und Mitglied der Akademie der Wissenschaft, *René Perrin*, gab seiner Überzeugung Ausdruck, dass die technische Zivilisation nicht zu fürchten sei. Durch sie verschwinde der Unterschied zwischen Kapital und Arbeit; schon heute sei das Kapital nichts anderes, als die Maschine und das Werk. Um dessen Funktionieren zu sichern, sei zweifellos eine Disziplin notwendig, der man aber immer mehr als einer Funktion der erreichten Ergebnisse beipflichte. Auf alle Fälle wünscht *Perrin*, dass sich die Kirche der Technik mehr bewusst wird; sie müsse die Unternehmer ermutigen, die menschlichen Probleme, die das Grossunternehmen stellt, zu lösen.

Dem fügte Pater *Bergouinioux*, Professor an dem Katholischen Institut in Toulouse, hinzu, dass die Kirche die Christen immer auffordere, ihrer Zeit nicht den Rücken zu kehren. Im übrigen bleibe es Pflicht, den wissenschaftlichen Humanismus zu heiligen. Dies sei die normale Mission der Kirche, die ihre Theologie vertiefen müsse, um der Arbeit ihre wirklichen Dimensionen zu geben. Auch *Carlos Santamaria* deutete in diese

Richtung: man könne den Menschen nicht vom Fortschritt trennen. Den Menschen verneinen sei vielleicht eine noch grössere Häresie, als Gott verneinen, denn damit würde jede Möglichkeit, zu Gott zu kommen, unmöglich.

Der westliche Überlegenheitskomplex

Noch ein sehr ernstes Wort sprach der chinesische Pater *Houanj*, aus dem sich auch manche heutige Vorgänge erklären. Er wies darauf hin, dass die erste Aufgabe des Missionars sei, sich von seinem Komplex der Überlegenheit zu befreien und sich davon zu überzeugen, dass die westliche Suprematie nur provisorisch sei. Im Hinblick auf die Werte der chinesischen Zivilisation hätten die Apostel des XIX. Jahrhunderts manchmal ein Unverständnis gezeigt, das bis zur Verachtung gegangen sei. Dieses Scherbengericht gehöre vergangenen Zeiten an, aber es würden noch viele Schwierigkeiten weiter bestehen. Die chinesische Sprache sei z. B. wenig geeignet, dogmatische Wahrheiten in sie zu übersetzen, und man müsse es bedauern, dass die Christen, um sich verständlich zu machen, nicht dieselbe Geschicklichkeit gehabt hätten, wie die Männer der Wissenschaft. Er sei der Überzeugung, dass in China das Christentum wirklich hätte eingepflanzt werden können, wenn seine Landsleute die Überzeugung gehabt hätten, dass man sie nicht als minderwertig betrachte und dass auch sie für die Zukunft des Katholizismus verantwortlich seien.

Auch von anderen Seiten wurde immer wiederholt, dass der Westen den Orient nicht verwestlichen dürfe. So wie der Orient heute sei, könne er das Christentum nicht «auf sich nehmen», ohne in ihm das Wesentliche zu zerstören, während das Christentum die orientalischen Religionen auf das innigste sich einverleiben könne, um gleichzeitig deren Werte zu retten.

Man vergegenwärtige sich nun, dass tausende verantwortlicher Menschen diese Konferenzen besucht haben, dass die grosse Presse von ganz links bis ganz rechts durch ihre Berichterstatter anwesend war, dass zum Beispiel ein sehr links stehendes Blatt schrieb: «Es wäre eine böswillige Verleumdung, wollte man den ehrlichen und ernsten Willen zur Erneuerung, der diese Konferenz erfüllte, in Abrede stellen...», man bedenke, dass die Diskussion über die angeschnittenen Themen nunmehr in Seminarien, Hochschulen und unter den Priestern weitergeht, und man wird verstehen, welch befruchtende Wirkung von dieser Woche ausgehen muss. H. Schwann

Mensch und Gesellschaft im Zeitalter der Massen

Der Hochschulring der Ackermann-Gemeinde (Sudetendeutsche katholische Akademiker), der alljährlich internationale Studientagungen im Jugendheim der «Wies» in den bayrischen Alpen veranstaltet, führte seine diesjährige Vortragswoche vom 16. bis 23. Oktober unter dem Titel «Mensch und Gesellschaft im Zeitalter der Massen» durch. Es sprachen sechs Referenten, die das Thema des Massenmenschen vom Wirtschaftlichen, Soziologischen, Politischen und Philosophischen her beleuchteten.

Masse gleich: aus sich reaktionsunfähige Meinungslosigkeit

Erster Redner war Dr. *Karl Kummer*, der Leiter der Rechtsabteilung der Arbeiterkammer in Wien und Mitbegründer des dortigen Institutes für Sozialkunde und Sozialreform. In seinem Vortrag, der «Massen und Vermassungserscheinungen in der Wirtschaft des Westens» benannt war, führte er aus, dass die heutige Gestalt der Masse in der industriellen Revolution entstanden ist, die durch die Entwicklung der Technik ausgelöst wurde und die menschliche Arbeitskraft durch die Maschine

ersetzt. Die Entwicklung des Massenproblems zeigt eine geheimnisvolle Wechselbeziehung zwischen der Entwicklung der Technik einerseits und der Bevölkerung andererseits. Dabei sind beide Faktoren wechselseitig Ursache und Wirkung. Es gibt die biologische, wirtschaftliche und räumliche Zusammenballung der Masse.

Die Masse unterdrückt die selbständige Meinung und bringt daher naturnotwendig den *Managertyp* hervor, weil die Masse als solche nicht reaktionsfähig ist. An Stelle der einstigen «Unterdrücker» wachsen neue Führungstypen hervor, die ihrerseits leicht zu neuen Unterdrückern werden können.

Unter den Menschen überwiegt heute der *Fürsorgetyp*. Mit dem Eingehen in die Masse scheint eine gewisse Sicherheit verbunden, nicht zu verhungern noch zu erfrieren. Diese Sicherheit erkaufte man sich um den Preis der Freiheit und Selbständigkeit. Deshalb ist die Vermassung der geeignete Boden für die Herrschaft des Menschen über den Menschen, für die Despotie.

Muss die Entwicklung unserer Gesellschaft und unseres Wirt-

schaftslebens zwangsläufig zu einer Konzentration führen? Die Konzentration ist grundsätzlich soweit zu gestatten, als sie sich aus der Natur der Wirtschaft heraus als unbedingt notwendig erweist, aber auch nur insoweit. Der Grundsatz muss sein, dem arbeitenden Menschen möglichst viel Verantwortung und Entscheidungsbefugnis zu geben – im Gegensatz zum Proletarier, der am Produktionsprozess rein passiv beteiligt ist. Wesentlich für die Erhaltung und Bewahrung der menschlichen Persönlichkeit innerhalb der modernen Massenwirtschaft ist die christliche Haltung. Christentum ist über alle Zeiten und Kulturen hinaus lebendig und muss deshalb auch mit den Kollektiverscheinungen unseres technischen Zeitalters fertig werden. Der Christ muss sich also auch mit dem Kollektiv befassen, aber nicht kollektivistisch denken und handeln. Das Kollektiv darf nicht zum Selbstzweck werden, sondern nur um des Menschen willen bestehen. Es ist die Aufgabe des Christentums, das Kollektiv zu einer sittlichen Gemeinschaft denkender Menschen zu machen.

Masse als Verlust der ständischen Werte

Über «Möglichkeiten und Grenzen der politischen Freiheit in der Massendemokratie» sprach *Walter Dirks*, der Herausgeber der «Frankfurter Hefte». Die heutige westliche Gesellschaft ist nicht schlechthin Massengesellschaft. Die Massengesellschaft ist nur eine Teilwirklichkeit, ein Ferment in einer Gesellschaft, die noch ganz andere Züge trägt.

Die Vermassung in der Gesellschaft erfolgt als Ergebnis einer Entformung und Entbildung der ständischen Werte: durch die Glaubens- und Seinsverluste der bürgerlichen Welt und durch das Schwinden des sozialistischen Bewusstseins der proletarischen Schichten. Das Massenphänomen bedeutet von der persönlichen Seite her gesehen: Entpersonalisierung.

Der Staat ist die Einigungsform der Gesellschaft. Er ist überall dort notwendig, wo die Gesellschaft einheitliche Entscheidungen zu fällen hat oder einen einheitlichen Rahmen für verschiedene Entscheidungen braucht. Wir müssen aber als Christen dagegen aufstehen, wenn sich der Staat Fragen zuwendet, die nicht notwendig einheitlich entschieden werden müssen. Unser Problem ist es erstens zu sehen, wie man den Staat stark und klug machen kann, und zweitens dass dabei die Person in ihrer inneren Freiheit überhaupt nicht gefährdet und in ihrer äusseren Freiheit nur soweit eingeschränkt wird als es unumgänglich notwendig ist.

Der liberale Staat beruht auf der Freiheit und Gleichheit des Individuums. Dieser liberale Staat ist, bevor er jemals verwirklicht wurde, von neuen Mächten überrollt worden. Er ist nicht realisierbar, weil er sich Illusionen über die Menschen macht und weil er Tatsachen wie z. B. Interessengruppen, Ideologien oder das Phänomen der Masse wie auch das Wesen des Staates, der der Autorität bedarf, verkennt. Zur Diktatur kommt es, wenn Machtlüsterne die Situation der Massengesellschaft, die Ansprechbarkeit der Masse auf Affekte hin und die Notwendigkeit eines starken Staates ausnützen. Die moderne Diktatur besteht aus einem Ineinander von autoritärer Massenföhrung und militärischer Staatsherrschaft.

Die Verwirklichung der Freiheit im Massenzeitalter muss durch «konstruktives Flickwerk» geschehen, orientiert am Ziel einer besseren Ordnung, aber frei von der Illusion, das Ziel vollkommen zu erreichen. Die Christen müssen lernen die Massen zu föhren. Gegenüber einer verführten Masse genügt der Appell an die Persönlichkeit nicht. Man muss mit den Menschen rechnen, die von der Möglichkeit zur Freiheit keinen Gebrauch machen. Das Objekt Massenmensch muss so angesprochen werden, dass es richtig reagiert, gleichzeitig aber auch so, dass der Mensch nicht noch mehr in seine Objekthaftigkeit hineingestossen wird, sondern dass sich vielmehr vor ihm ein Weg zur Wiedergewinnung der persönlichen Freiheit auftut.

Vermassung im Osten – unmöglich?

«Vermassungserscheinungen in der östlichen Welt» nannte der föhrende deutsche Exkommunist *Prof. Franz Borkenau* sein Referat. Er stellte die These auf, im Osten könne es das Problem der Vermassung in dem Sinn, den man mit dem Ausdruck in der westlichen Welt verbindet, nicht geben, weil dort die Voraussetzungen für eine Vermassung fehlen. Nur etwa 10% der Bevölkerung, die sogenannte «schaffende Intelligenz», die sozial, aber nicht politisch tragende Schicht des Regimes, ist in Gefahr, der Vermassung zu verfallen.

Die Vermassung selbst stellt sich nicht als passiver sondern als aktiver Prozess dar; es wird niemandem aufgezwungen ein Massenmensch zu sein, sondern entscheidend dafür ist der Willensakt des Individuums, kraft dessen es nach dem besten Radiotyp oder nach dem Film, von dem alle Leute reden, verlangt – kurz: ständig nachahmt. Der ganz überwiegende Teil der sowjetischen Gesellschaft zeigt diese Vermassungserscheinungen nicht, weil es an materiellen Gütern fehlt, nach denen er streben könnte, weil auch der andere sie besitzt.

Spricht man trotzdem von Vermassungserscheinungen im Osten, so beruht das meistens auf einer Verwechslung: der überwiegende Teil der sowjetischen Gesellschaft lebt nicht in der Vermassung, sondern in der Massenverelendung, in der Gleichheit, die die Slums kennzeichnet. Insofern zeigt die Sowjetgesellschaft, ohne etwas Neues auf sozialem Gebiet zu bieten, die typischen Kennzeichen des Frühkapitalismus in der denkbar stärksten Form.

Innerhalb dieser 90% der Sowjetbevölkerung vollzieht sich keine Vermassung, sondern ein *Verpersönlichungsprozess*. Dieser Prozess wird durch den relativ festen Zusammenhalt der Familie gestützt; und auch die Religion nimmt eine starke Position ein, was die öffentlichen Diskussionen in der neuesten Zeit bestätigen. Die Partei trat nach dem Bürgerkrieg als gestaltender Faktor in das gesellschaftliche Leben ein; die Partei bietet eine Chance zum Aufstieg. Ihre Mitglieder melden Ansprüche auf den Schutz ihrer persönlichen Sicherheit an; sie greifen auch nach den kulturellen Gütern und zwar nicht nur im Sinn einer formellen Verehrung der Klassiker, sondern durch ein Vordringen zu den Quellen der kulturellen Werte des Volkes. Dieser Vorgang ist gerade das Gegenteil der Vermassung. Aus der Überlegung, dass Vermassung nur in der Konsumsphäre möglich ist, nicht aber in der Produktionssphäre, ergibt sich auch, dass man das Stehen in einer Partei nicht als Vermassung bezeichnen kann. Die Partei ist eine Körperschaft, die durch eine bewusst geschaffene Kluft vom Volk getrennt ist. Die Partei umfasst das ganze Leben und hat ihr eigenes Pathos; die Bindung des einzelnen an die Partei ist nicht Vermassung: zwar versinkt der einzelne in der Partei, aber er macht sich nicht selbst zum Objekt, eine Haltung, die aus der russischen Geschichte herausgewachsen ist.

Das Korreferat zu Borkenaus Vortrag hielt der tschechische Redaktor von Radio Free Europe in München, *Dr. Oswald Kostrba-Skalicky*, unter dem Titel «Vermassungserscheinungen in der Wirtschaft des Ostens». Auch er unterstrich, dass die Menschen im Osten mit dem Begriff Vermassung überhaupt nichts anzufangen wüssten, und zwar nicht nur deshalb, weil im Osten die Probleme des Alltags und die Sicherung der nackten Existenz im Vordergrund stehen, sondern weil es dort Vermassung, die etwas ganz anderes ist als Ausrichtung auf ein Zentrum, die Partei, überhaupt nicht gibt.

Kostrba schilderte die verschiedenen Phasen der Wirtschaftsentwicklung im Ostblock: die Beschaffung von Arbeitskräften, der gelenkte Arbeitsnachweis in der Phase 1948–1953 schufen alle Voraussetzungen, die das kommunistische System zu einer besseren Kontrolle und Gleichschaltung angestrebt hatte (was aber nicht Vermassung ist). *Es entstanden nur Herden von klassenlosen Nomaden.*

Im Osten stehe einer breiten Schicht von Bevorzugten eine

Schicht von verarmten Menschen entgegen. Durch Ausstattung mit besonderen Privilegien versucht das Regime, gewissen *Kasten* in der Wirtschaft ein besonderes Standesbewusstsein zu geben. Es werden Parolen verbreitet wie: «Ich bin Bergarbeiter, was gibt es Besseres?» Das führe zu einem Anwachsen des individuellen Bewusstseins; der einzelne demonstriert seine Individualität im Rahmen seiner Möglichkeiten.

Ein kürzlich aus dem Osten eingetroffener Flüchtling erklärte, er sei erschreckt über die im Westen herrschende Vermassung! Die westliche Vermassung bedeutet für die Menschen aus dem Osten, die nach einer besseren Ordnung Ausschau halten, eine grosse Enttäuschung. In der Diskussion bestritt der Referent, dass sich das Fehlen einer freien Urteilsfähigkeit im Osten bedenklich auswirke: eine Entpersönlichung dieser Art bestehe nicht.

Masse, Kultur und Religion

Der in München als Publizist und Schriftsteller tätige *Dr. Curt Hohoff* behandelte «Kultur und Religion des Massenmenschen». Das Auftreten der Masse im modernen Sinn ist für den Betrachter von Kultur und Religion beunruhigend. Es sieht so aus, als ob die Menschen im Zeitalter der Massen ohne Kultur und Religion auskommen. Es besteht eine Tendenz zur Zerstörung des Geisteslebens. Religion und Kultur befinden sich in einer Verteidigungsstellung. Der Massenmensch wird von Begierlichkeit und Aberglauben regiert. Die Masse ist keineswegs auf einen einzelnen Stand beschränkt. Das Bäuerlein, das einerseits sein Feld allein pflügt, wird zum Massenmenschen, wenn es das Münchner Oktoberfest besucht. Man ist versucht, zu sagen, die Masse habe weder Religion noch Kultur, und zwar nicht nur die Masse als Ganzes, sondern auch der einzelne vermasste Mensch.

Auch im Christentum gibt es das Phänomen der Masse. Wenn Christus vor 5000 predigte oder wenn man Massentaufen veranstaltete, so handelte es sich dabei aber um eine natürliche Masse, die mit der Masse im modernen Sinn nicht verwechselt werden darf.

Der Massenmensch hat sein Selbstbewusstsein verloren; er glaubt nicht mehr an sich selbst. Er sucht in seiner Angst nach einem Halt, ist aber religiös nicht ansprechbar. Er ist im Banne der Reklame, die seine Eitelkeit, seinen Geltungsdrang, seine Neugier und seine Sinnlichkeit ausnutzt. Der Kultur gegenüber fühlt er sich als Benutzer und Verbraucher. Er sieht keine künstlerische Idee, er bleibt geistig etwa bei seinem 14. Lebensjahr stehen und bildet nachher nur sein Spezialwissen aus. Er akzeptiert nur, was sich in Schlagworten fassen lässt. Infolge seiner Infantilität hat der Massenmensch ein starkes Bedürfnis nach Autorität: je grösser die Versprechung, desto lieber wird sie geglaubt.

Enthusiasmus und Glaubenskraft der Religion können die schlechten Eigenschaften des Menschen weitgehend in gute verwandeln: Herdentrieb in Treue, Eitelkeit in echten Stolz,

Angst in Anlehnung an Gott. Von Massen zu reden ist im Grunde ein Gemeinplatz der heidnischen Philosophie. Theologie und Kultur müssen von sich aus den Massenmenschen suchen, indem sie ihm ganz konkrete Vorbilder hinstellen.

Vermassung als bewusst gewollter Propagandaerfolg

Der Philosophieprofessor der Münchner Universität, *Alois Dempf*, ging mit seinem Referat, das «Zwei Welten?» überschrieben war, über den Rahmen des Themas der Studienwoche hinaus und bot ein gross angelegtes philosophisches Weltbild in der Form einer Reihe eigenwilliger Definitionen. Nach Erwähnung vieler historischer Zeugen, die für die Entwicklung der westlichen Kultur schwarz gesehen haben, stellte er fest, dass es sich bei der Sowjetherrschaft um das Herrschaftsphänomen der Halbtelligenz unter dem Vorwand, das Volk zu vertreten, handle; um ein Phänomen, das im Grunde zur westlichen Struktur gehört. Er wies auf die Pseudoutopisten im Westen hin, die die Wurzel unserer Vermassung auf die Bürokratie zurückführen: Dieses «Fortschreiten» bringe das totale Verwaltungssystem, aber keine Luft für die Freiheit. Das Teufliche an diesem System ist, nach den Worten Huxleys, dass sich dabei automatisch Käfige über uns herabsenken. Dempf bezeichnete als die beiden grössten geistesgeschichtlichen und weltgeschichtlichen Ereignisse des 19. Jahrhunderts: 1. die Verbreitung der mathematisch-physikalischen Gemeinsprache über die ganze Welt, und 2. die Entdeckung und empirische Ausfüllung des historischen Bewusstseins. Das «historische Bewusstsein» definierte Dempf als das Verständnis für das soziale Bewusstsein bestimmter Gruppen zu bestimmten Zeiten. Die Ideologie sei das unvermeidliche Gruppenbewusstsein nach ökonomischen Zeitumständen. Hochkultur heisst nach Dempf das Gebilde, das das ganze soziale Sein umfasst. Haupt Sorge unseres Westens sei der Prozess der Vermassung; die Unfähigkeit, eine echte Gemeinschaft zu bilden. An Stelle einer echten Gemeinschaft stehen wir vor der Unglaubensgemeinschaft der heutigen Halbtelligenz. Die Halbtelligenz umfasst Vermasser und Vermasste. Vermassung ist nach Dempf ein bewusst gewollter Propagandaerfolg, der sich infolge der kommunistischen Disziplin im Osten und infolge der Wirkung der Parteienpresse im demokratischen Westen einstellte. Das freie rechtschöpferische Zusammenwirken der geistig Guten könne sich nur im Kampf gegen jene «Anderen» abspielen. Der Kampf der zwei Welten sei von altersher der der Welt Gottes gegen die Welt des Teufels. Es ist der Kampf der zwei Welten in der unsichtbaren Welt, und er hat mit Geographie nichts zu tun. Die Problematik unserer Zeit bestehe in der schauerlichen Phasenverschiebung von Mentalität und Schulung. Der Materialismus im Osten und Westen ist nach Dempf als «Massenglaube» die Frucht der zurückgebliebenen, vermassenden Intelligenzschichten.

Die Tagung hatte die Fragen nicht lösen können; sie hatte auch keine Direktiven zu ihrer Lösung gegeben. Das freie Weiterdenken fühlte sich aufgerufen. F. G.

BÜCHER

von **Matt Leonard / Rahner Hugo: Ignatius von Loyola.** NZN-Buchverlag, Zürich 1955.

Der Bildband des bereits über die Landesgrenzen hinaus bestbekanntesten Photographen mit dem nicht weniger geschätzten Textautor P. Hugo Rahner aus Innsbruck, ist sowohl vom religiösen Standpunkt wie vom rein künstlerischen ein wirkliches Meisterwerk.

Sie haben uns hier ein Heiligenleben in modernem Kleide geschenkt. Wir leben heute in der Zeit des Bildes, das uns durch Film, Illustrierte und Television vermittelt wird. Es ist eine anerkennenswerte Zeitaufgeschlossenheit des NZN-Buchverlags, dass er sich auch auf religiösem Gebiete, in der Darstellung des Lebens unserer grossen Heiligen, dem Menschen unserer Tage anpasst. Am Text schätzen wir, neben der vollendeten Prägnanz, seine Sachlichkeit. Ignatius, als Mensch, auch als Sünder, wird in aller Offenheit gezeichnet. Schrittweise erleben wir seine Bekehrung mit. Für die moderne Wundersüchtigkeit fallen nicht einmal einige Brosamen ab, obwohl es der Textautor meisterhaft versteht, den allmählichen Ein-

bruch des gnadenvollen Wirkens Gottes in Ignatius zu zeigen. So können wir einen Heiligen verstehen, so wird er uns liebenswert und nachahmungsmöglich. Das Göttliche im Heiligen leuchtet auf dem dunklen Hintergrund menschlicher Schwachheit und zähen Ringens nur um so strahlender.

In künstlerischer Hinsicht beeindruckt uns tief die einmalige Qualität und die grossartige Auswahl des Bildmaterials, das aus Spanien, Frankreich, Italien zusammengetragen und zu einem Bildganzen vereint werden musste. Nicht minder vollendet ist der Text, der in einer geradezu verblüffenden Knappheit trotzdem ein abgerundetes und plastisches Bild vom Heiligen entwirft. Doch, die eigentliche Grösse des Werkes möchten wir im Zusammenspiel von Bild und Text sehen. Sie ergänzen sich gegenseitig in einer Weise, dass weder die Photos zu ihrer vollen Entfaltung kämen ohne den Text, noch dieser seine ergreifende nachhaltige Wirkung ausstrahlen könnte ohne die Bilder.

Das Werk ist ein harmonisches Ganzes, und man darf wohl sagen, von zwei Künstlern geschaffen. Z1

Neuerscheinung

Wilhelm Hünermann

BÜNDNIS MIT GOTT

Die Geschichten des Alten Testaments in freier Gestaltung erzählt. 492 Seiten, 8 Bilder, Leinen S 96.—, DM 16.—, sFr.16.—.

Die Bücher des Alten Testaments erzählen uns das erregendste und gewaltigste Drama der Menschheitsgeschichte. Diese Begebnisse bringt hier nun der schon mit vielen Werken erfolgreiche Autor so lebendig und meisterhaft, dass jeder mitgerissen wird. Zugleich weckt er damit die Freude am Lesen der alttestamentlichen Schriften, schliesst ihren Sinn auf und macht — nach dem Urteil eines Kenners — die göttliche Offenbarung ungemein zeitnah, deshalb, weil er es unternommen hat, seine mit dichterischer Kraft gebotene Erzählung in das Milieu des Volkes, der Kultur, der politischen Ereignisse und der sozialen Zustände jener Zeiten hineinzustellen und dadurch die Parallelen zum Heute aufleuchten zu lassen.

Durch jedé gute Buchhandlung.

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

II. SEELSORGER-TAGUNG vom 2.-4. Januar 1956

«Seelsorger und Laie:

Ihre Zusammenarbeit in der Pfarrei»

Der erste Tag bildet eine pastoraltheologische Grundlegung über Mönch, Priester und Laie; am zweiten Tag sprechen drei Laien, am dritten drei Seelsorger über die Praxis. — Die Tagung verbindet Anregung, Gespräch und Erholung in wohlthuender Weise.

Anfragen, Programme, Anmeldungen durch

STUDIENHEIM ST. KLEMENS, EBikon-LUZERN
Telephon (041) 2 70 25

Ein Wegweiser für Eltern und Erzieher

Msgr. Anton M. Jansen

Die Aufklärung

112 S., brosch., zweifarbig, glanzkaschierter Kartonumschlag DM 4.80
St. Konradblatt, Karlsruhe: Ueber das heikle Thema wurde schon viel geschrieben, wohl niemals aber so praktisch und beispielhaft wie in diesem «Wegweiser für Eltern und Erzieher». Die einzelnen Fragen sind hier so klar herausgestellt und so treffend in Beispielen besprochen, dass man dieser Schrift von Anton M. Jansen eine weite Verbreitung unter Eltern, Geistlichen, Pädagogen und auch Jugendführern wünscht. Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln: Dieses Buch hat eine ganze Reihe von Vorzügen, die es von ähnlichen Schriften unterscheidet: Es sieht die Dinge in grösseren Zusammenhängen, als Wegweisung für die Ehe, zu der ja doch die meisten berufen sind; es verbindet offene Sprache mit Wohlabgewogenheit des Ausdrucks; es behandelt vieles, z. B. für Brautleute, was meist übersehen wird. Zum Lobe der Uebersetzer sei gesagt, dass man nicht merkt, dass man es mit einer Uebersetzung zu tun hat, was gerade bei einem solchen Gegenstand und bei einer so nachbarlich verwandten Sprache besonders schwer ist.

Freunde unseres Hauses bitten wir um ihre Anschrift

KEMPER VERLAG — HEIDELBERG O — Schliessfach 474

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218.505. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Ståbilit, Hastrupgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. f.Fr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

Zu neuen Filmen —

DIE GESCHENKBÜCHER

von bleibendem Wert

Boris Simon

Die Lumpensammler von Emmaus
(«Les chiffonniers d'Emmaüs») Die authentische Erzählung über das grosse Sozialwerk von Abbé Pierre. Reich illustriert Fr. 13.50.

Gilbert Cesbron

Wie verlorene Hunde
(«Chiens perdus sans collier») Spannender und ergreifender Pariser-Roman, Fr. 12.80

Bereits früher erschienen:

Gilbert Cesbron

Die Heiligen gehen in die Hölle
(«Les saints vont en enfer») Arbeiterpriesterroman, Fr. 12.80, 2. Aufl.

In Auslieferung für die Schweiz:
NEUERSCHEINUNGEN 1955:

François Mauriac

Von Tag und Ewigkeit
Leinen Fr. 15.10

François Mauriac

Das Brot des Lebens
Kart. Fr. 5.70

Paul CLAUDEL

Herr, lehre uns beten
Leinen Fr. 9.30

Paul CLAUDEL

Schwert und Spiegel
Leinen Fr. 15.10

Emmanuel Mounier

**Angst und Zuversicht
des 20. Jahrhunderts**
Leinen Fr. 11.30

Luc Estang

Brunnen der Tiefe
Roman. Fr. 22.70

Paul-André Lesort

Aus dem Fleisch geboren
Roman. Fr. 17.35

Riccardo Lombardi S. J.

Für eine neue Welt
Leinen 18.40

Ruth Schaumann

Die Taube
Roman. Leinen Fr. 11.65

Kunstkalender für das Jahr 1956
Moderne religiöse Kunst
37 Bildtafeln, Fr. 6.90



FONTANA-VERLAG P. Grämiger Zürich